940.9108
St 3K

Das Kriegsbuch

Herausgegeben von
Hans Steiger und
Peter Panhofer

1 · 9 · 1 · 6

Bei Ludwig Müllner
Verlag / Mürzzuschlag

Des Buches erstes Tausend

Buchdruckerei Mürzzuschlag / Ludwig Müllner

Das Kriegsbuch der ehernen Mark / Herausgegeben von Hans Steiger und Peter Panhofer

1 9 1 6

Ludwig Müllner / Verlag / Mürzzuschlag

0 7 2 67

Hans Steiger / Das Denkmal

Ein Vorwort

„Die Friedensliebe ist voll Gefahren, wenn sie nichts ist, als Angst vor dem Krieg." Alain

Dieses Buch, das wir anfangs nach seinem Geburtsorte schlechthin das Mürzzuschlager Kriegsbuch getauft haben — obgleich es weit hinausragt über alles örtliche — soll ein Denkmal werden; ein Denkmal (im schönen Mürzzuschlag) für das ganze frische, eisenhämmernde Mürztal, dann aber auch überhaupt für unsere grüne, romantischliebe Mark und letztlich wohl auch für alle Ostmarklande, soweit nur deutsches Schaffen, Denken, Beten und Singen seine Heimstatt hat. Und so haben wir das Denkmal nun aufgebaut aus ehrfürchtigem Gedenken, aus Liebe, Dank und aus lauter Kunstgläubigkeit. Der Künstlerkreis des k. u. k. Reserveoffiziersfortbildungskurses für das dritte Korps, in Mürzzuschlag, hat das Werk entworfen und der geniale Generalstabschef der k. u. k. Armeen, Seine Exzellenz Generaloberst Conrad Freiherr von Hötzendorf hat es mit seinem erhabenen Gruße freundlich bedacht und wir mit allen Lesern müssen es bis ins Innerste erbaulich spüren, wie das Feuer seines begnadeten Waffensegens aus der

507287

dem Buche gewidmeten Handschrift uns entgegen leuchtet! Und ebenso haben auch Ihre Exzellenzen Graf Clary-Aldringen, Statthalter des Kronlandes Steiermark, und Feldmarschalleutnant Erwin von Mattanovich, k. u. k. Militärkommandant in Graz, unsere Arbeit mit ihrer bekannten opfermütigen Kunstliebe unterstützt. Wir können dabei nicht umhin, gleich an dieser Stelle die markigen Worte wiederzugeben, die Seine Exzellenz vor kurzem an uns gerichtet hat:

„Mehr zuaschlag! mahnt Pater Abraham a Santa Clara die Mürzzuschlager in einer seiner Kriegspredigten. Die Maimonate 1915 und 1916 beweisen, daß wir unserer Kräfte bewußt sind, und daß wir damit die rohe Gewalt einerseits — die Niedertracht andererseits gründlich geschlagen haben. Als Recken stehen die Männer von der rauschenden Mürz in diesem Kampfe! Die Faust des Stoansteirers bahnt den Weg und unser Ziel ist der Sieg! Das Wort des alten Gottesstreiters aber, „mehr zuaschlag", das soll Euch leiten, solang der Feind das Vaterland bedroht. Darum: Schlagts zu! Mürzzuschlager, schlagts zu! Gottessegen mit Euch! Mattanovich."

Zu einer nicht minder großen Danksagung sind wir aber auch dem Herrn k. k. Bezirkshauptmann Heinrich von Lorang und Herrn k. u. k. Major Otto Jiresch verpflichtet. Letzterer, seinerzeit Adjutant des Obersten Conrad von Hötzendorf, hat als Kommandant des Reserveoffiziersfort-

bildungskurses das Buch mit seiner vornehmwähligen Kunstfreudigkeit außerordentlich gehegt und gefördert. Ihm, dessen Rock den Wert seiner dem Kaiser und Reich geleisteten Waffentaten genugsam bekundet, sowie seinen Herren Offizieren, Herrn k. u. k. Hauptmann Franz Halmschläger, Herrn k. u. k. Hauptmann Emil Reinberger, Herrn k. u. k. Hauptmann L. Decaneva, Herrn k. u. k. Oberleutnant Hans Zeitz und Herrn k. u. k. Oberleutnant d. R. Dr. Eugen Hofer, ferner auch Herrn Toni Schruf, dem bekannten Roseggerinterpreten und Begründer des Wintersportes in Oesterreich, die alle dem Werden des Buches geholfen haben, sei herzlich unser Dank dargebracht; vornehmlich aber seien bedankt unsere großen Künstler Peter Rosegger, Wilhelm Fischer, Wilhelm Kienzl, Franz Karl Ginzkey, Ottokar Kernstock und Hans Ludwig Rosegger, von denen jeder gütig einen kleinen Zierat für das Buch mitgebracht hat, und all die anderen Mitarbeiter, worunter ja fast alle steirischen Schriftsteller von Ruf und Ansehen, wie Ernst Ritter von Dombrowski, Wilhelm Mühlpforth, Julius Franz Schütz, Adolf Frankl, Karl Bienenstein, Adolf von Wurmb, Aurelius Polzer und Karl W. Gawalowski, vertreten sind.

Gleichzeitig sprechen wir hier den Wunsch aus, in einer voraussichtlichen zweiten Auflage auch alle diejenigen steirischen Schriftsteller, die unsere erste Einladung zur Mitarbeit unberücksichtigt gelassen haben, in diesen Blättern dann begrüßen zu können.

Daß wir endlich auch einen Gast aus dem Bruderreiche bei uns haben können, freut uns wirklich aus ganzem Herzen: es ist das der Meister einer neuen, atemausschöpfenden, bestürzenden Prosa, der Rheinländer Kurt Moreck; seine Bücher sind wie aus den kolossalen Schwingungen und Kreisen des Kosmos herausgewirbelt und erfassen uns ganz; wie Himmel und Erde wölben sich die Rythmen seiner Sprache, endlos gewaltig sind sie wie Zeit und Raum und alles trieft weltfreundlich und vollendet in ihm und die farbige Steigerung seiner Bildlichkeit ist so wundersam köstlich wie der ewiglustige Wechsel von Tag und Nacht.

Mürzzuschlag, Pfingsten 1916

In treuer Erinnerung gedenke ich in dieser ernsten Zeit der grünen Steiermark, ihrer waldumsäumten Berge, ihrer rauschenden Gewässer und ihrer heldenmüthigen Söhne, welchen ihre Dichter und Sänger jene glühende Heimathslieder einzuimpfen wußten, mit der sie jetzt gegen eine Welt von Feinden kämpfen und sterben.

18 Mai 1916.

Conrad von Hötzendorf
Gen. Oberst

Hans Ludwig Rosegger / Conrad von Hötzendorf

Ein biographischer Essai

Dieser große Krieg hat manche Heerführer berühmt und volkstümlich gemacht, nicht nur deutsche und österreichisch-ungarische, sondern auch bulgarische und türkische; aber auch feindlichen Generalen, die etwas leisteten, haben wir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Umsomehr könnte man sich da wundern, daß unser Generalstabschef Conrad von Hötzendorf so wenig genannt wird und dem Volke verhältnismäßig so fremd geblieben ist. Das ist aber aus mehrfachen Gründen sehr erklärlich. Die Arbeit des Generalstabschef setzt schon tief im Frieden ein, er hat vorzubereiten und zu organisieren, aber eine solche Tätigkeit bleibt der Oeffentlichkeit verborgen und man kann fast sagen: Der beste Generalstabschef ist jener, von dem man am wenigsten hört. Auch die möglichen zukünftigen Gegner sollen ihn nicht vor der Zeit kennen lernen! Und im Krieg, der nach seinen Plänen geführt wird, tritt er scheinbar erst recht zurück, während die einzelnen Armeeführer alle Augen auf sich lenken. Die werden zuvörderst genannt, bewundert — und verurteilt. Wir sind schnell bei der

Hand mit dem Verurteilen, wenn etwas mißlingt; besonders wir Oesterreicher . . . Bei Conrad kommt noch besonders hinzu, daß er seine Person stets in den Hintergrund schiebt, daß er immer nur der Sache und nie dem individuellen Ehrgeiz dient. Doch durch das geflissentliche Hintansetzen seiner selbst begeht der Hötzendorfer vielleicht den ersten militärischen Fehler seiner an Arbeit, Mühen und Erfolgen reichen militärischen Laufbahn, denn das Volk im Hinterland begehrt klingende Namen, den Ruhm seiner Obersten, und ist erst dann von dem Wert einer Persönlichkeit überzeugt, wenn diese umstrahlt und gefeiert wird. Das macht Stimmung, und was Stimmung bedeutet, sonderlich im Kriege, wo auch schlimme, sorgenvolle Zeiten überstanden werden müssen, das weiß jeder, der die Massenpsyche studiert hat. Er entstammt einer alten deutschösterreichischen Beamten- und Soldatenfamilie und in seinen Adern fließt auch gutes pfälzisches sowie — Künstlerblut, war doch sein Großvater mütterlicherseits, der alte Kübler, ein bekannter Maler; und hätte der junge Franz Conrad statt nach dem Säbel nach dem Pinsel gelangt, wir besäßen heute an ihm zweifellos einen hervorragenden Landschaftler, wie viele Zeichnungen von seiner Hand beweisen. Aber es ist doch besser, daß Conrad Freiherr von Hötzendorf Offizier wurde . . .

Conrads Entwicklungsgang entbehrt durchaus besonderer Ereignisse; er ist und war Soldat mit Leib und Seele und

dabei ein weitblickender Geist, der die Zukunftsgefahren, die uns drohten, schon lange voraussah. Leider wurden manche seiner militärisch-politischen Pläne nicht verwirklicht, denn die Diplomaten und nicht zuletzt kurzsichtige Volksvertretungen banden ihm die Hände. Trotzdem hat er theoretisch und praktisch ungemein fruchtbringend gewirkt, und unsere Armeen, die auf drei Kriegsschauplätzen verteilt, kämpfen und siegen, vermochten dies nur dadurch, daß Conrad sie ausbildete und führte. Seine organisatorischen, vorbereitenden Leistungen in langen, nicht ungestörten Friedensjahren werden erst später recht gewürdigt werden; denn schon heute wissen wir, daß jeder Erfolg im Kriege zuerst im Frieden erstritten werden muß. Kein Heer ist etwas von heute, sondern es ist das Ergebnis stiller, harter, unsichtbarer Arbeit von Jahrzehnten.

Aber jetzt darf schon gesagt werden, daß der Plan des österreichisch-ungarischen und des deutschen Generalstabes ursprünglich dahinging, daß Deutschland zuerst mit aller Macht den Feind im Westen niederringen sollte und bis dahin unser Heer die Russen aufzuhalten gehabt hätte. Dieser Plan konnte nicht zur Durchführung gelangen, da Frankreich von England gestützt wurde, und Rußland, mit dessen längerer Mobilisierung man rechnete, über alles Erwarten schnell eine Riesenmacht gegen Galizien und Ostpreußen ins Feld zu stellen imstande war, weil es bereits zu einer Zeit mobilisierte, wo wir unmöglich die

große Nähe des Krieges auch nur ahnen konnten. Unsere Feinde waren lange schon entschlossen, über uns herzufallen, uns zu zerschmettern, und die Schüsse der serbischen Mörder in Sarajevo knallten ihnen nichts weniger als unerwartet. Die Folge davon war, daß Oesterreichs Armeen im Osten unter der Führung des Erzherzogs Friedrich und Conrads von allem Anfange an einer erdrückenden Uebermacht gegenüberstanden und nichts anderes tun konnten, als möglichst starke russische Kräfte auf sich zu lenken und sie zu binden; denn unser deutscher Bundesgenosse hatte nur verhältnismäßig geringe Kräfte an seiner Ostgrenze stehen, und es bestand somit die Gefahr, daß das östliche Preußen, Schlesien und Sachsen von den Moskowiterheeren überflutet würde, was unter Umständen eine auch uns bedrohende, entscheidende Niederlage herbeiführen hätte können. Da setzte nun die aufopferungsvolle Tat Conrads ein, der mit seiner Mindermacht den Russen so sehr zu schaffen machte, daß sie trotz ihrer zahlenmäßigen Ueberlegenheit außerstande waren, einen entscheidenden Stoß gegen Deutschland zu führen — bis Hindenburg anrückte und neue deutsche Armeen. So war die allergrößte Gefahr fürs erste gebannt, und dies ist vor allem Hötzendorfs Verdienst, den man für Fehler, die gegen seinen Willen mitunterliefen, nicht verantwortlich machen darf. Was er erreichte, erreichte er mit einer Armee, wie sie eben ein vielsprachiger Staat stellt, der überdies seinerzeit an allen

Ecken und Enden knauserte, worunter die Schlagfertigkeit nur litt. Umso rückhaltslosere Anerkennung verdient Conrad. Er leistete Menschenmögliches und zuweilen mehr als das. Aber noch einmal kamen kritische Zeiten, als die deutschen und unsere Heere gegen Warschau und Iwangorod vorgingen, um dann vor weit überlegenen Kräften zurückgenommen zu werden. Wir hatten gerade Przemysl entsetzt und rückten siegreich weiter. Conrad von Hötzendorf erkannte aber die Gefahr, die von Polen her drohte, und er begegnete ihr dadurch, daß er dorthin Verstärkungen schickte, dadurch die Stellungen in Galizien so weit schwächend, daß unsere tapferen Armeen wieder zurück mußten. Der Russe besetzte dann fast ganz Galizien und stürmte gegen die Karpathen an, die uns zwar eine natürliche Schutzwehr boten, doch nicht genügende, soldatische Kräfte zur Abwehr besaßen.

In den Karpathen entwickelte sich die größte Schlacht der Weltgeschichte, und nach dem Fall der Festung Przemysl, das dem Hunger, nicht den feindlichen Kanonen erlag, wurde die Lage so kritisch, daß das angesehenste Schweizer Blatt, das uns freundlich gesinnt ist, schrieb, die Bezwingung der Karpathen durch die Russen sei nur mehr eine Frage von Tagen und Stunden. Unter Conrads genialer Leitung aber wankte diese Mauer nicht. Aber ewig hätten wir mit so geringen Truppenmassen der Uebermacht auch nicht standhalten können. Da sprang Deutschland ein,

denn unser Sieg ist sein Sieg und unsere Niederlage ist seine Niederlage. Die Deutschen halten es so mit uns, wie wir es mit ihnen gehalten haben. Wer in Not war, durfte unbedingt auf die Hilfe des anderen rechnen.

Den vereinigten österreichisch-ungarischen und deutschen Armeen gelang es nach den Plänen Conrads von Hötzendorf unter dem Oberbefehl Mackensens, die russischen Linien bei Gorlice und Tarnow zu zerbrechen, und nun begann der Siegeszug, der tief, tief nach Rußland hineinführte . . .

Dieser große, wahrscheinlich entscheidende Erfolg war nur zu erringen durch die gewaltige Schwächung, die Rußlands Macht in den Karpathenkämpfen erlitten hatte. Dadurch vermochten wir anderseits den tückisch angreifenden Italiener, vor dem Hötzendorf immer schon gewarnt hatte, aufzuhalten, und dadurch wurde auch die Besiegung Serbiens, sowie die Stärkung der Dardanellenfront ermöglicht.

Erfahrene Militärkritiker zählen unseren Generalstabschef und Generaloberſten zu den genialsten Heerführern der Neuzeit —; und hätte man schon im Frieden seine Ratschläge befolgt, uns wäre so manche bange Stunde, die wir erleben mußten, erspart geblieben. Und unsere Blutopfer wären geringer gewesen . . .

Wilhelm Fischer in Graz / Deutschland-Oesterreich

Deutschland-Oesterreich, treu verbunden,
Kämpfen auf dem Schlachtgefild;
Strömt auch Blut aus vielen Wunden,
Strahlt doch hoch der Ehrenschild,
Und in Siegessturmeswettern
Sie den Feind zu Boden schmettern.

Mut und heil'ge Kraft entzünden
Hehr zur Tat das Brüderpaar,
Daß die Zukunft wird verkünden
Dieses Kämpfen wunderbar,
Das den Riesen schon, den Schrecken,
Furchtbar konnt' zu Boden strecken.

Ruhmeskränze, heiß erstritten,
Schmücken beider Brüder Haupt,
Die in krieg'risch reinen Sitten
An den Sieg des Rechts geglaubt,
Glaubensstark dann, kraftdurchdrungen,
Uebermächt'gen Feind bezwungen.

Deutschland-Oesterreich, Kampfgesellen,
In dem blutig herbsten Streit,
Mögen Euch die Herzen schwellen
Freudig stolz entgen der Zeit,
Die durch Gott Euch wird beschieden
Ruhmvoll im erkämpften Frieden!

Peter Rosegger / Das Gold

In einem Winkel der eisernen Kasse lehnte der Goldbarren und schluchzte. Oede und Dunkel im Gelaß und das Gold mußte weinen.

Da rief plötzlich die Eisenwand der Kasse mit harter Stimme: „Was heulst du, Taugenichts?"

„Weil ich ein Taugenichts bin, geworden bin, im Gefängnis", sagte das Gold.

„Ach, du warst es immer!" rief das Eisen. „Du warst nie für etwas Rechtes zu brauchen. Nur für Tand und Hoffart."

Das Gold erinnerte: „Ich war im ganzen Reich das einzig Beständige, ich trotzte den Elementen. Ich war der Herrscher."

Das Eisen: „Und hast die Menschen verführt und verdorben."

Gold: „Die verführt und verdorben sein wollten. Sie haben mich erniedrigt, nicht ich sie."

Eisen: „Heuchler! Und wie geringschätzig hast du stets hergeblickt auf mich. Obschon in mir allein die Kraft, die Arbeit und die Wehr liegt. — Ich glaub's, daß es dich wurmt, wenn jetzt in ernster Zeit sich alles von dir wendet,

wenn du von allen Seiten hören mußt: Gold gebe ich für Eisen!"

Gold: „Diese Zeit ist dein. Aber ich möchte schon auch was leisten, wenn man mich nicht hier gefangen hielte."

Eisen: „Du was leisten? Da wäre ich doch neugierig."

Gold: „Und zeigen, daß ich ebenso stark bin wie du."

Eisen: „Wenn du so stark bist — versuch's, geh' jetzt bloß einmal ins Freie. — Nicht wahr, wie sich die Zeiten ändern! Sonst warst du mein Herrscher, jetzt bin ich dein Kerkermeister."

Gold: „Sage mir, Eisen, bist du ein edles Metall?"

Eisen: „Das sieht doch alle Welt."

Gold: „So laß mich frei. Du wirst sehen, was ich kann."

Eisen: „Ich kann mir's denken. Den Krämerbuden würdest du zulaufen, den Spielhöllen, den Lasterhäusern."

Das Gold konnte eine Weile nicht sprechen vor Kränkung. Endlich sagte es leise: „Ich würde ins Feld ziehen, vor die Front."

Eisen: „Du? Du ins Feld? Wohl gar um den Feind zu bestechen, daß er dir das Geschäft nicht verderbe!"

Gold: „Hartes Eisen. Wie wollte ich deinen Spott zuschanden machen!" —

Nun wurde das Eisen nachdenklich und schaute ernst auf das Gold, das im Dunklen ein wenig leuchtete. „Gut", sagte das Eisen, „wenn es wahr ist, daß du uns ernstlich zuhilfe kommen willst in dieser Not, so will ich bei Seiner

Majestät ein Gnadengesuch einreichen um deine Befreiung." Schon am nächsten Tage war's, da hatte der Kaiser die Kriegsanleihe angeordnet. Sogleich sprangen alle Kassen auf im ganzen Land, das Gold drang in die Welt, vereinigte sich zu einem Riesenheere, zog ins Feld und brachte den schwerbedrängten Soldaten unendliche Mengen von Kampf- und Lebensmitteln, ein Meer von frischer Kraft und von Herzensmut. In neuer unwiderstehlicher Kraft entbrannte der Kampf und der Feind wurde geschlagen.
Das tapfere Gold ist dann ausgezeichnet worden — mit dem Eisernen Kreuz.

FML Erwin von Mattanovich / Der Kamerad des Soldaten

In der Nähe meiner Wohnung ist ein Wirtshaus, in dem viele Soldaten einkehren. Allabendlich hörte ich sie dort singen; aber mit der Zeit fiel mir auf, daß sie eigentlich immer dasselbe sangen. Auch sonst, auf Marschübungen und bei andern Gelegenheiten stellte sich eine gewisse Liederarmut unserer Soldaten heraus, die ich für einen großen Mangel halte, umsomehr, als kaum ein Reich so viel und so hochbegabte musikalische Volksstämme umfaßt als Oesterreich. Das Lied ist ein Kamerad des Soldaten, es ist sein Begleiter, sein Geradhalter, sein Tröster; es kann ihn aufrütteln, ihn über Anstrengungen hinwegbringen, und es ist endlich ein Freund, der manche leere Stunde füllt. Zumal, wenn das Lied ein gutes ist, aus dem Volk stammt oder volkstümlich empfunden ist, und nicht aus dem Mund eines Operettenkomikers oder Brettlsängers kommt, mit einem Wort, wenn es kein Gassenhauer ist, weder ein parfümierter noch einer mit — Naturgeruch!

Wilhelm Kienzl / In Kriegesnot

In Kriegesnot, in Blut und Tod
Hast, Künstler du, den Glauben wohl verloren
An deiner Sendung Hochgebot,
Zu der ein Gott dich liebvoll auserkoren?

Schaff' ruhig weiter, nütz' dein Pfund:
Die Zeit kommt wieder, wo dein Genius siegt,
Wo manches Herz du heilst, das todeswund,
Wo alle Welt der Kunst am Busen liegt!

Major Otto Firesch / Bürger und Soldat

Als wir Soldaten in den Augusttagen des Jahres 1914 Abschied nahmen von unserem lieben Graz, umjubelt von der Bevölkerung und begleitet von ihren heißen Segenswünschen, da ging es begeistert hinaus in das Unbekannte, und niemand konnte wissen, wie sich die Kriegslage binnen kurzer oder langer Zeit entwickeln würde.

Das eine wußten wir, daß wir einer unerhörten Uebermacht entgegengingen, aber auch das andere wußten wir, daß die Armee treu und ganz ihre Pflicht für ihren heißgeliebten Kaiser und obersten Kriegsherrn und ihr teures Vaterland erfüllen würde, wie immer es auch kommen möge. Durch Jahrzehnte hatten wir uns auf diesen Krieg vorbereitet und in stiller unermüdlicher Arbeit uns der Ausbildung des Volkes in Waffen und seiner Unterführer gewidmet.

Nun war der Tag gekommen, an dem wir des Kaisers Ruf ins Feld folgen durften und auch die Frucht jahrelanger Tätigkeit strenger soldatischer Schulung und Erziehung des Bürgers für den Krieg reifen sollte. Und uns kam noch etwas anderes zugute: das tiefe Vertrauen zu unseren obersten Führern, Feldmarschall Erz-

herzog Friedrich, dessen Vorfahren schon Oesterreichs Truppen zu siegreichem Kampfe führten, und „unseren Conrad", wie die Armee ihren Generalstabschef nennt. — Wer jemals mit Seiner Exzellenz in engerem Verbande gedient hat, dem ist die Ueberzeugung in Fleisch und Blut übergegangen, daß die Armee allen Gewalten Trotz bieten und niemals bezwungen werden könne.

Dem Grazer Korps fiel gleich anfangs eine der schwierigsten Aufgaben zu: das Aufhalten des russischen Kolosses im äußersten Nordosten der Monarchie. Es war eine harte Arbeit, die da geleistet werden mußte, und gar mancher der braven Steirer schläft in galizischer Erde den letzten Schlaf. Aber in den Wochen der ärgsten Bedrängnis hatte sich unsere Kraft erwiesen und die schwerste Belastungsprobe unserer Existenzfähigkeit war bestanden. Die verläßliche Tüchtigkeit in der Ausbildung unserer Truppen und deren Geist bewährte sich.

Der lange Kampf hat uns aber auch vor die Notwendigkeit gestellt, neue Kräfte ebenso auszubilden, wie die alten Soldaten; insbesondere auf die Tüchtigkeit des Offiziersnachwuchses mußte das Augenmerk gelenkt werden und so wurden kriegserfahrene Berufsoffiziere zur Schulung der Offiziersaspiranten in der unteren Führung herangezogen. Mit Stolz und Genugtuung dürfen wir auf das Ergebnis dieser Kriegsausbildung hinweisen: unsere Reserveoffiziere, die aus dieser Kriegsfortbildungsschule zur Front

kamen, haben alle in sie gesetzten Erwartungen — wie es durch die, mit unbeschreiblicher Tapferkeit unserer Helden gegen das wortbrüchige Italien, schneidig geführte Offensive gerade in diesen Tagen bekräftigt wird — stets ganz erfüllt und sich im Felde als tüchtige Unterführer bewährt. Für das dritte Korps war Mürzzuschlag als Ort der Fortbildung des Reserveoffiziersnachwuchses bestimmt worden. Die Wahl dieses Ortes war ein glücklicher Gedanke, denn Mürzzuschlag bildet mit seiner wechselvollen Umgebung Gelegenheit zur militärischen Schulung für alle Kriegsschauplätze. Mit Stolz erfüllt uns Instruktionsoffiziere das Verhalten unserer aus dem Kurs ausgemusterten Kadettaspiranten; brachten sie doch ihrem engeren Heimatlande und dem Kurse bisher nur Lob und Ehre ein.

Neben der militärischen Eignung Mürzzuschlags als Ort der Kriegsfortbildungsschule ist uns Offizieren und den Offiziersanwärtern Mürzzuschlag auch aus einem anderen Grunde lieb und teuer geworden: lebt doch hier eine Bürgerschaft, die mit der großen Zeit denkt und fühlt und für die Aufgaben volles Verständnis besitzt, die wir Soldaten zu vollbringen haben. Es ist der Geist der Zusammengehörigkeit von Bürger und Soldaten, der hier herrscht, der für den Bürger ein ehrendes Zeugnis abgibt und für den Soldaten des Volksheeres, wenn er ins Feld zieht, eine erhebende Erinnerung bleibt.

Man möge sich nur vorstellen, wie sehr der Soldat draußen im Felde an allen lieben Erinnerungen hängt, die ihn mit der Heimat verbinden. Wenn die Gewehre knattern, die Kanonen dröhnen, dann ist der Alltag abgelegt und die Stimme des Herzens wird lauter und vernehmlicher. Alles was dem Soldaten lieb und teuer war, alle Freundschaft, die ihm erwiesen worden ist, wird erneut rege in der Erinnerung. Man sagt, des Kriegers Handwerk sei rauh; mag sein, denn draußen im Felde, gegenüber dem Feinde, kann es nicht anders sein. Aber je rauher das tägliche Handwerk des Soldaten wird und je näher er im Kampfgetobe seinen Herrgott fühlt, desto mehr wächst seine innere Größe. Ich habe in diesem Kriege Gelegenheit gehabt, die Seele des steirischen Soldaten in schweren Stunden kennen zu lernen und habe mich erbaut an der Seelengröße und Treue, welche der einfachste Mann aus dem Volke gezeigt hat. In solchen Augenblicken erweist es sich stets aufs neue: es ist kein leerer Wahn, die Liebe zur Scholle und all dem, was daheim ist. Im tiefsten Frieden geht man oft achtlos daran vorüber. Mir ist es selbst nicht besser ergangen. Der österreichisch-ungarische Offizier ist in der ganzen Monarchie zuhause und bald streift sein Rößlein im Norden, bald im Süden. Aber irgend ein Plätzchen hat er, das er sein eigen nennt, zu dem ihn seine Jugendzeit und sein Elternhaus immer hinzieht. Darum ging auch ich, so oft es mir möglich war, in meine liebe Vater-

stadt Wien —, es war mir das immer wie eine selbstverständliche Wallfahrt zu den trauten Stätten. In der Kriegszeit aber war die alte Kaiserstadt für mich eine geradezu geheiligte Stätte geworden! —

So innig verbunden ist das Leben des Soldaten mit dem bürgerlichen Leben. Wir haben in unserem Vaterlande immer das Glück gehabt, daß Bürger und Soldaten einander verstanden und miteinander stets in gutem Einklang lebten. Aber der Krieg hat uns, wie mir scheint, noch näher zueinander gebracht; denn das ganze Volk hat sich in diesem Kampfe erhoben und verteidigt sein heiliges Recht. Vom Soldatentum hat das ganze Volk Besitz ergriffen. Es ist eine herrliche Zeit. Sie fordert harte Opfer an Gut und Blut, aber sie hat uns zu Reinheit und Einheit gebracht. Draußen wogt der Kampf und an den alten Fahnen habsburgischer todesmutiger Regimenter heftet sich neuer Ruhm. Und wenn sie in ihre Heimat zurückgebracht werden, die lorberumkränzten, sieggekrönten Fahnen, dann wird neues Leben entstehen im alten Habsburgerreiche und neuer Glanz und neue Herrlichkeit wird einziehen ins geliebte Vaterland.

„Wenn es nur will,
Ist immer Oesterreich über alles!
Wehrmänner ruft nun frohen Schalles:
Es will, es will!
Hoch Oesterreich!

Weil es nun will,
Seid stolz und sicher, Oest'reichs Bürger,
Ha! Was vermag der fremde Würger,
Wenn Oesterreich will?
Hoch Oesterreich!"

Julius Franz Schütz / Wann Frieden wird

Wann Frieden wird — noch ist die Saat nicht reif,
Noch steht der Schnitter nicht vor jenen Wolken,
Der seine Scheuer heiligt mit dem Gold
Der süßen Saat — und dennoch sagen wir:
„Wann Frieden wird" . . . . dann wollen wir in Scharen
Durch unsrer Heimat Fluren betend ziehn
Und jeden Strauch und jede Blume segnen,
Die nicht von Blut bespritzt ist wie der Mensch.

Wann Frieden wird, dann steigt der Heiland wieder
Zu seinem Kreuz am Brückenjoch empor
Daran er die Jahrhunderte gehangen,
Bis er aufschreiend, blutend es verließ
Und durch den Mord der Völker wankend schritt, —
Er steigt empor und heftet sich ans Kreuz,
Verstummt und neigt sich, alle Welt erlösend.

Wir wollten nicht den Krieg. Er kam wie Nacht
Sich über Täler stürzt. Bei Gott, wir wollten,
Daß du die Welt erlösest, wie du sprachst!

Doch kam der Krieg. So mag das Brückenkreuz
Leerstehn, solang er tobt. So soll der Heiland
Durch unsrer Gräben Todesschauern gehn
Und jedes Toten arme Seele fragen,
Damit er weiß: Wir haben keine Schuld.
Wir aber wollen treu am Werke sein
Bis Morgengrau'n der Heilandszeit . . .

Wann Frieden wird, so grüßen wir dich, Heimat!

Kurt Moreck / Das Lied

Meinem lieben Hans Steiger zum Gruß

Sein Bett stand dem Fenster gerade gegenüber, so daß er hätte sehen müssen, wie die Wälder auf den Bergen rot und gelb in den Herbst vertropften, wenn er erwachte. Aber er gehörte nicht mehr zu denen, die noch erwachten, und so sah er auch nichts vom Herbst. Er beteiligte sich nicht mehr an dem einförmigen Tun der Lebendigen, die in den Schlaf ein- und auftauchen wie der Eimer eines Ziehbrunnens. Er lag mit dumpfem Hirn und schwerem Blut und wußte von nichts, nichts vom Herbst vor dem Fenster, nichts von der Schlacht, die den fernen Horizont zerriß, nichts von sich selbst und seinem zerfetzten Körper. Wie aus den Tatzen eines wilden Tieres gerissen, kam er in unsere Hände. Wir legten ihn gleich zu den Hoffnungslosen in das kleine Seitengelaß, das wie ein Vorzimmer des Todes war. Vier Betten klebten wie Nester in den Winkeln. Nun lag in jedem ein sterbender Mann. Die Betten wurden wochenlang nicht leer; der Tod hatte ein gut gefülltes Wartezimmer.

Der vierte Mann lag nun schon drei Tage still wie ein Stein. Nicht einmal blinzelten die Augen in den bleichen Schein des Fensters. Aus dem großen Ungefähr war er

namenlos hingeschleudert in seine Ecke, zerfleischt, ausgerenkt und zerstört. Niemand kannte ihn, niemand hatte vorher dies graue, zerlaugte, verwischte Gesicht gesehen. Wie ein betäubtes Tier hatten wir ihn aus der blut- und schlammstarren Uniform herausgekrustet und ins Leinen gelegt. Wir hatten keinen Brief in seinen Taschen gefunden, keine Spur der Herkunft an seinem treibenden Wrack. Oder doch — eines, das aber stumm war und nichts verriet; eine Guslica hing um seinen Hals, dies Instrument, das nur eine Saite hat, die so schwermütig und traurig unter den Fingern singt. Nichts als dies Stück hatte das Leben ihm gelassen; wir wollten es ihm nicht nehmen und hingen es neben sein Bett. Trauriger als sie singen konnte, schwieg sie nun, die eine armselige Saite, und das Instrument war stumm, stumm wie sein namenloser Herr. Es stand hoffnungslos um ihn; sein letzter Atemzug ließ sich ganz einfach ausrechnen. Er würde lautlos erkalten wie eine Schlacke, die der Krieg aus seinem glühenden Hochofen geschleudert. Den drei andern, die in der Kammer lagen, hatte der Tod noch soviel Kraft in den Knochen gelassen, daß sie sich wehren und entgegenstemmen konnten. Sie bäumten sich wie wilde Gäule immer wieder vor dem dunklen Abgrund, der sich auftat, warfen sich noch einmal zurück, krallten sich ins Leben. Der Kampf hatte sie zäh gemacht. Rote Visionen stiegen aus ihrem Blute, Schmerz höhlte sie aus und sie schrien dunkel manchmal

in die Nacht. Aber der fremde Soldat rührte sich nicht. Es war nicht zu erfahren, wie er hieß und woher er wohl stamme. Aber was konnte sein Name ihm auch helfen. Es dauerte ja nicht mehr lange, so war er dort, wo er keinen Namen brauchte und man nicht fragt, woher einer kommt.

Drei Tage lag er schon; ganz langsam und stockend lief das Leben in dem toten Gehäuse seines Körpers ab. Ich behorchte es und sah in das Gesicht, das wie Asche im Leinen des Kissens lag. Da öffneten sich endlich die verglasten Augen. Die Lider krochen unter die Stirnknochen zurück wie bleiche Schnecken, die sich in ihre Schalen ziehen. Aber es war kein Blick in diesen Augen; hohl wie ein Bohrloch dunkelte die Pupille mich an.

Ich wußte, daß in dies Auge kein Leben und kein Sehen mehr kam. Ich sprach zu dem Unbekannten, sprach in sein Ohr hinein; aber sein Gesicht blieb maskenhaft und steinern. Die Laute gingen nicht in sein Bewußtsein. Er war mir fern, als stünde er auf einem andern Stern; sein Leben antwortete nicht mehr auf meinen Anruf. Ich dachte, es wird noch ein paar Stunden mit ihm dauern . . .

Aber er lebte noch, als es Abend wurde. Ich ging noch einmal von Bett zu Bett. Im ersten lag ein blonder Bursche auf dem Bauche. Schrapnellkugeln hatten ihm den Rücken zersiebt. Die Wunde sah aus, als habe der Tod seine Pranke ins Fleisch getatzt, um von hinten das Herz aus dem

Leibe zu reißen. Der arme Kerl konnte nicht auf dem Rücken liegen . . .

Ich stand am Fenster und sah in den Herbst; die roten Bäume quollen im grünen Abend wie Schwämme, die man in tiefe Wunden getaucht hat. Und ich dachte, daß in diesem Herbst die Menschen wie Blätter fielen . . . Aber der Arzt sollte sich mit so etwas nicht ablenken; und ich lauschte wieder tiefer auf das Röcheln der Fiebernden, denen der Atem die Lippen versengte.

Der unbekannte Soldat lag noch immer mit aufgerissenen Augen, als seien sie gewaltsam erbrochen worden. Ich stand vor ihm, aber er sah mich nicht. Er schien jetzt mit viel wichtigeren Dingen beschäftigt zu sein, als daß er für Menschen einen Blick gehabt hätte; er hatte keine Zeit mehr für derlei Nichtigkeiten. Das war es, was sein zerfallendes Gesicht in einer plötzlichen Veränderung spannte. Es war gleichsam, als habe er bisher eine Maske getragen, die nun fortgeschrumpft war und sein anderes Gesicht freilegte, das Gesicht des Sterbenden, die nicht mehr zu lügen brauchen und wahrhaftig sein dürfen.

Bei Gott, ich sah sein letztes Gesicht . . . Das war der Augenblick des Untertauchens im Unbewußten. Aber plötzlich kam mir der Gedanke, der Unbekannte möge noch einen Wunsch, eine Frage, eine Kunde haben. Ich beugte mich zu ihm und fragte: „Wollen Sie mir noch etwas sagen?" Er blieb stumm; vielleicht verstand er meine Sprache nicht.

Da sah ich die Guslica über seinem Bette hängen. Ich wollte wenigstens versuchen, ob nichts mehr aus der Welt der Lebendigen in sein Hirn dringe; ich nahm das Instrument und zupfte leise die Saite, so wie ich es bei serbischen Gefangenen gesehen hatte.

Von der Saite flogen ein paar dünne Töne auf und flatterten wie graue Vögel in das Geröchel der Fiebernden.

„Gong . . . gong . . . elong . . .“ machte die Saite.

Da weitete ein Aufhorchen das Gesicht des Soldaten; in den Händen, die wie grobe Kiesel auf der Decke gelegen, zuckte es.

„Gong . . gong . . .“ summte die Saite wie ein Insekt. Da ruckte der Kopf aus dem Kissenbausch; das Gehör sog die Laute aus der dumpfen Zimmerstille. Irgendwo im Hirn des Sterbenden schwangen Erinnerungen; Versunkenes schwang und kreiste in ihm. Ich trat näher und meine Finger rieben die sanft anklingende Saite. Sein Körper bebte, als spanne auf ihm die Saite. Und endlich griffen seine Hände aus, suchten dem Klingen entgegen. Ich begriff und gab ihnen das Instrument, und ich richtete den schweren Oberkörper des Mannes auf und setzte mich neben sein Bett, wartend, was nun geschehen würde. Langsam fuhren die Finger des Verwundeten über den groben Körper des Instruments, als müßten sie erst wieder ganz vertraut miteinander werden, als müsse die Fieberglut des eigenen Blutes erst in das kühle Holz schlagen,

ehe eine Melodie daraus erblühen könne. Er hob den Kopf, als lausche er auf das Röcheln der drei Genossen; aber es war ein Lied, auf das er sich besinnen wollte, das irgendwo in seinem Gedächtnis hing und das er jetzt suchte, ein Lied, wie man es vielleicht in seiner unbekannten Heimat sang. Und er zupfte die Saite, während er mit der anderen Hand den Hals des Instruments umklammert hielt; aber nur ein dünner, klagender Ton brach aus dem zitternden Holzleib. Er schüttelte den Kopf und ließ die Guslica sinken; er wußte nicht mehr den Anfang jenes Liedes, das in ihm ausgeklungen war, er wußte offenbar nichts mehr, sein Gehirn war leer, verdorrt, — die Guslica blieb tot in seiner Hand . . .

Seine Fieberaugen irrlichterten durchs Dunkel. In jagender Angst zerrte er an der Saite, wie an einer verschlossenen Türe; sie schrie dunkel wie eine geschlagene Frau. Das Kinn sank dem Verwundeten auf die Brust und ein wunder Seufzer quirlte aus seiner Kehle. Aber noch einmal riß er den Kopf hoch und seine Finger zitterten über die Saite. Da quoll ein verhaltenes, schluchzendes Singen auf. Das war eines Liedes Anfang; nun wußte er wieder die Töne der Erinnerung, und seine Finger pflückten sie aus der einen Saite. Es war ein langsames, schwermütiges Lied, das da Ton um Ton aus der Vergessenheit hervorsuchte und in die Dunkelheit streute; aber es war ein Lied, das einem wie etwas Lebendiges anhauchte und ins Blut fiel,

um durch alle Adern getragen zu werden; ein fremdes Lied, das weich machte, ein sonderbares Lied . . . Seltsam, wie die Melodie auf den wenigen Tönen hinauf und hinab stieg durch Schmerzen und Seligkeiten, wie sie glänzte und dämmerte . . . Ich weiß nicht, ob er selbst sie hörte; aber er spielte, als flößen die Lieder aus seinen Fingern und quöllen über das grobgeschnitzte Holz wie Blut und Tränen. Er spielte das letzte Leben aus sich heraus. Ganz versunken war ich im Lauschen nach diesen fremden Tönen; ich fühlte kaum noch den Zusammenhang meines Körpers um mich. So waren diese Lieder . . . Und ich sah die drei sterbenden Männer an, wie sie dalagen. Die Töne gingen über sie hin und rissen den dunklen Mantel von Schlaf und Dumpfheit, Fieber und Schmerz, der über ihnen lag, auf, wie blanke Pflugscharen braunes Erdreich. Sie kauerten in ihren fieberheißen Betten und lauschten. Die Lichter ihrer Augen brannten im Dunklen. Der Bursche mit dem wunden Rücken richtete sich auf den Ellbogen hoch und sein Mund klaffte wie ein schwarzes Loch.

Der namenlose Soldat spielte ohne aufzuhören. Mit einem Lächeln um den verschlossenen Mund saß er in der Stille unseres Lauschens. Ich habe nie gedacht, daß eine einzige Saite so reich und vielfältig sein könne wie unser Gefühl. Es war, als frage die müde Seele dieses Fremden in das Instrument hinein und aus ihm stiege klingend Antwort um Antwort.

War draußen Herbst, grüner Abend mit Bäumen gleich getrocknetem Blut, aschte Dämmerung auf die Berge,

zerfiel der Umriß der Dinge? Waren Schmerz, Kampf und Gewalttat wirklich? Verfielen hier Menschen, die große furchtbare Wunden an ihren Leibern trugen? — Dies alles war fern, als geschehe es außerhalb der Zeit und des Raumes. Hier stiegen aus der Saite eines Instruments nur Melodien und blühten auf zu freundlichen Helligkeiten. Sie preßten die niederhängende Decke hoch und wölbten sie maßlos auf. Die Wände zerfielen und sommerliche Ebene dehnte sich vom glühenden Horizont herein. Weizenfelder wuchsen heimatlich, Gewölk schäumte weiß in blauem Himmel. Frauen schritten wiegend und weichen Ganges im warmen Goldstaub der Wege; Herden flossen über die tiefen Wiesen. Bäume und weiße Türme standen in den Himmel . . .

Ich griff an meine Stirn und wußte mich überstrahlt von dieser Vision, die aus dem Instrument gestiegen war. Aufgerissen im Dunkel lagen die Gesichter der lauschenden Männer; sie hatten Heimat gesehen und sich satt getrunken am Licht ferner Sommer, am Duft vergangener Ernten und dem weichen Beisammensein mit den Frauen ihrer Liebe. Der Augenblick war erloschen in ihnen und sie fühlten sich von seinem Bewußtsein erlöst, in Traum versponnen lagen ihre Sinne . . .

Dem Spieler waren die Hände mit der stummen Guslica gesunken. Sein Gesicht war leer wie Morgennebel, aus dem die Sonne hervorgebrochen ist. Ich wußte, daß er

nicht mehr lebte, daß er mit dem letzten Ton seiner Guslica gestorben war. Was in den Kissen jetzt erkaltete, war leere Hülle; was Leben noch in ihm gewesen, war ihr entstrahlt zu wundervollen Helligkeiten, zu Gesichten von Sehnsucht und Heimat, Glück und Trauer, Schmerz und Liebe, und Friede . . .

Und ein kaltes Dunkel schauerte durch das Zimmer, in dem die Verwundeten ihren Atem hervorröchelten und die Körper auf dem Fieberrost ihrer Betten wälzten.

Wilhelm Mühlpforth / Herz und Faust

Die Herzen zu Gott und die Faust an den Feind
so muß es uns endlich gelingen!
Hohenzollern und Habsburg in Treue geeint:
wo blitzen noch blankere Klingen?
Und wenn die Welt voller Teufel wär:
wir siegen zu Land, wir siegen zu Meer.

Wir kämpfen für Kaiser und Vaterland
um die ewigen Menschenrechte,
wir schwören es alle mit Herz und mit Hand:
lieber tot als Sklaven und Knechte!
Und rief der Feind noch die Sterne zum Krieg,
so rissen wir uns aus den Sternen den Sieg!

O herrliche, erzgewaltige Zeit,
von Siegesliedern umklungen,
wie hast du den alten, verderblichen Streit
der Brüder und Freunde bezwungen!
Die Herzen und Schwerter vor Gott geeint,
so zwingt unsre Faust auch den mächtigsten Feind.

Eure Adler, mein Deutschland, mein Oesterreich,
zur Sonne seh ich sie fliegen!
Mit ihnen durchrauschen die Lüfte zugleich
die Lieder von segnenden Siegen.
Hohenzollern und Habsburg, in Treue geeint:
ihr Herz war bei Gott; ihre Faust zwang den Feind.

Hans Steiger / Das Zerwürfnis

Die Idee zu einem Kriegsfilm

Der kleine Richard Bang sollte, da er der staatlichen Schulpflicht ledig war, beim benachbarten Bäckermeister gegen eine monatliche Vergütung von zehn Mark als Laufjunge eingestellt werden. Diesem Vorhaben des Vaters stand aber durchaus die Mutter entgegen, die verlangte, daß der Junge ein Handwerk erlerne. Der Vater hatte nun in dieser Angelegenheit, er hatte sie übrigens heute mehr denn je als eine Machtfrage hingenommen, sein letztes Wort gesprochen. Seine Erwägungen, die vom Für und Wider wenig erfaßt zu sein schienen, hatten ihn einerseits sehr befriedigt, weil er spürte, daß er für irgend etwas ausschlaggebend gewesen war, (wenngleich er auch dem ganzen Geschehen keine Wichtigkeit beimaß); anderseits hatten ihn diese Erwägungen aber auch mit Aergerlichkeit erfüllt, mit jener Aergerlichkeit, die nun einmal immer entsteht, wenn sich zwei vertraute Menschen in eine Hitze hineindisputiert haben. Sowohl das Befriedigtsein, das allerdings mehr und mehr in eine Eigensinnigkeit überging, weil jetzt die Mutter beharrlich schwieg und somit ihre Absicht noch lange nicht abzubrechen willens war, als auch die Aergerlichkeit, die ja unter diesen Um-

ständen nur noch wachsen mußte, stachelten den Entschluß des Vaters derart, daß er es für gut hielt, sofort mit dessen Ausführung zu beginnen.

„Komm her, Junge! Wir gehn."

„Richard, du bleibst!"

Die Mutter hatte diesen Gegenbefehl so gereizt ausgesprochen, daß der Vater schier erschrak und einen Augenblick wirklich innehielt und schwieg. Jetzt konnte man nur das anhaltende leise Weinen des Knaben hören, der sich in den dunkelsten Zimmerwinkel hineingedrückt hatte und dem weder durch die väterliche Härte erneute Angst, noch durch die mütterliche Sorge irgend ein Trost zukommen wollte. Der Knabe war augenscheinlich durch die Auseinandersetzung seiner Eltern auf jene Grenze des Gemütszustandes gedrängt worden, in der sich der erschöpfte Körper nur einer harten Schmerzlosigkeit bewußt wird und in der die Tränen, die doch sonst so süßtröstlich sein können, nichts bedeuten als eine ungefühlte körperliche Entspannung. Die Mutter, die vielleicht noch am ehesten den Vorgang in der Seele des Knaben ahnen konnte, — nicht erschauen, — denn die aufgeschlagenen, braunen Augen des Knaben standen ausdruckslos in seinem Antlitz, ließ augenblicklich von ihrem streitbaren Widerstande ab und kniete sich schützend vor den kleinen Richard hin. In dieser Stellung flößte sie dem noch breitspurig vorwärtstaumelnden Mann so sehr eine Willensohnmacht ein, daß er innerlich vor

Zorn zu kochen anfing. Und in der großen Leere, in der sich das Gemüt des Vaters gerade jetzt befand, konnte dieser Zorn alle Adern und Poren und Nerven ausfüllen. Mit seinen Armen, in die die Wut alle überschüssige Kraft hineinstampfte, faßte der Rasende nach vorne und griff in die kärgliche Haartracht der Mutter und riß, daß die aufgewundenen Zöpfe aufgingen, — riß, daß die Nadeln ausſprangen, — riß immer noch, daß die Nadeln, die sich nicht gelöst hatten, bogen und in die dünne Hautschicht des Haarbodens fuhren. Schließlich zerrte der Mann den gequälten Frauenkörper aus der Ecke hervor und schlug ihn in die Mitte des Zimmers hin, wo er vor Schmerzen zuckend und bebend liegen blieb.

Dem Söhnchen wuchsen in diesen Minuten schier die Augen aus dem Kopfe; sein Schreien vermischte sich mit dem Schluchzen des blutenden Weibes; seine Gedanken sprangen entsetzt aus der Bewußtlosigkeit, die ihn bislang gewürgt hatte, heraus — und fast im selben Augenblicke mußte der Knabe einen Gegenstand zum Wurf erfaßt haben, — denn es stieß irgend etwas dumpf an den Kopf des sinnlosen Menschen, der sein Vater war; — polternd und schwer fiel ein Hammer zu Boden.

Die sonntägliche Straße, die leuchtend den kleinen Richard Bang begleitete, wußte nichts von Entsetzen und Bitternis. Sie hatte ihre schönsten Sonnenteppiche ausgebreitet, worauf sie schlanke, elegante Damen hinführte und Herren

mit hohen, schwarzglänzenden Hüten. Seit der Knabe aus dem schrecklichen Wohnzimmer entflohen war, es mochten wohl zwei Stunden seitdem vergangen sein, hatte er seine Füßchen noch keine einzige Minute rasten lassen. Immer noch stieß er seine Knie vorwärts zu neuen Laufschritten.

Die Angst hatte ihn wie mit einem Seile über die Stiegen der drei Stockwerke hinabgezogen und aus der kleinen grauen Heimat hinausgestoßen. So lief er jetzt zitternd vor Erregtheit und Müdigkeit immer noch weiter. Jedesmal, wenn er es gewagt hatte die Blicke nach rückwärts auszustrecken, mußte sich eine Verfolgergestalt, wenn auch nur für seine Augen, aus dem langen Menschenstrom drohend gelöst haben und vielleicht nähergekommen sein, weil er dann immer zu einem noch heftigeren Laufen einsetzte. Schon war er in einen fernen, fremden Stadtteil eingedrungen, dessen Gassen ihn bald wie verworrenes Maschenzeug irre machten, so daß er gar nicht mehr wußte, wo er war. Er blieb stehen.

Und plötzlich wurde er seine große Müdigkeit überaus schmerzlich gewahr. Seine Gelenke stachen ihn und seine Fußsohlen brannten ihn wie heißes Metall. Und er bekam die Vorstellung als schraubte man ihn kreiselschnell in die Erde. Er war zu Boden gefallen und schlief in Ohnmacht.

Als er erwachte, war es Nacht und kalt. Und die Sterne schienen. Er bemerkte, daß er an einer Gartenmauer lag; über ihn bewegte der Wind greuliche Zweige und es ächzte

irgendwo wie Tritte auf morschen Brettern. Vor ihm war freier Erdboden; nur weit draußen stand hager und schwarz ein Kamin empor. Den Knaben fröstelte es und sobald er sich rührte, überrieselte ihn die Kälte von neuem. Sein Herz war jedem Laut der Nacht offen: ein fallendes Blatt oder ein bewegtes Steinchen konnte ihn erschrecken. Seine Ratlosigkeit klammerte sich an Verzweiflung an. Glockenschläge kamen aus der Nacht heraus, schwebten über die ausgestreckten Zweige und versanken vor dem kleinen Richard Bang.

Nun verlöscht wohl auch zuhause schon das Feuerchen, das das Abendmahl warm gemacht hatte. Das Geschirr steht wieder gespült im Schrank; sein Teller vielleicht nicht! Ja, die Mutter wird noch wach sein und auf ihn warten, wenn sie nicht zu sehr krank ist . . . der aber, der sein Vater ist, wird trunken in der Werkstatt liegen und schnarchen . . . oder nein, der wird vor Wut herumlaufen und ihn suchen, um ihm die Hand abzuschlagen.

„Wart Kannaille, ich hack dir die Hand ab!"

So hatte Richard noch oben schreien hören als er die Haustüre aufriß.

In derselben Nacht sah der kleine Richard Bang ein rundes Feuer vor sich stehen. In dem Augenblick, da er es wahrnahm, spürte er noch, daß er plötzlich aufgewacht sein müsse. Und er meinte, geschrien zu haben. Hätte ihn die Kälte, die sich an seinem Leibe förmlich anfror, nicht solche

Schmerzen zugefügt, so wäre er wiederum von Aengsten und lähmenden Träumen erfaßt worden; es hatte ihm nämlich von einem Manne geträumt, der ihm mit blutendem Kopfe fortwährend nachgelaufen war bis zum Rand eines Abgrundes. Der Mann war sein Vater gewesen und war schrecklich anzusehen, wie er immer näher kam, mit geschwungenen Armen und gräßlicher Wut.

Plötzlich war es dem Knaben als hätte sich der Boden von ihm losgelöst; Abgründe hatten sich aufgetan, groß und unbegreiflich, darin sein Fallen aufhörte. Und mitten in einer Leere war dann das Feuer . . .

Nun lief er auf das Licht zu: nur mit dem Gefühl, daß ihn das Licht gegen die Pein der Kälte schützen könne. Er hörte ein Rauschen wie von ausgestoßenem Dampfe; dann ein Klirren, das unter seinen Füßen aufsprang; er hob sich an einem Geländer empor! Und dieses bewegte ihn auf einmal sanft fort. Bald darauf glitt er in eine hämmernde Schnelligkeit hinein. Aber auch das Feuer flog mit. Da bemerkte er, daß er auf dem Trittbrett eines Eisenbahnzuges kauerte und daß seine Schuhe nahezu die Holzschwellen streiften, auf denen der geradlinige Stahl wie Quecksilber schwankte. Erschreckt kletterte er hinauf zur Türe. Er betrat das Abteil, das ganz dunkel war. Beruhigt verkroch er sich unter den Sitzkissen.

Der Knabe befand sich im Luxuszug Wien — Konstantinopel, der auf offener Strecke zum Halten gezwungen worden war.

Der Orientexpreßzug erreichte aber Konstantinopel nicht. Der große Krieg war von neuem ausgebrochen und ergoß eine große Schlacht stundenlang über den Bahnkörper. In einer kleinen Stadt hielt der Zug an. Dem Knaben gelang es, unbemerkt aus dem Fenster zu klettern, denn hier war alles in lauter Wirrnis und Aufregung. Im Restaurant bettelte er um Essen; und da er vor Hungerqual kaum mehr reden konnte, reichte ihm eine Frau Speck und Brot.

Keiner frug ihn nach woher und wohin. Wenn ein Krieg im Lande aufbrennt, ist jeder irgend ein Teil des großen Leides, das Tag und Nacht wacht. Niemand aber mag zum andern klagen; denn der ehrlichste, wenn er Hunger hat, wird zum Dieb. Und so verschließen sie alle ihre Lippen und sind schweigsam wie Säulen. Sie fürchten, es könne ihnen unbemerkt in der Rede entschlüpfen, daß sie noch heimlich ein Gut im Keller, der verschüttet ist, bewahren. Jetzt ist erst der Anfang der Kriegszeit da und auch die ärmsten haben noch ihr kleines Eigentum. Wo er es nur etwa verbergen könnte, denkt jeder fortgesetzt. Nur die Mütter, die wie Tiere vor den Kasernen röcheln, denken nicht an sich. Heute marschieren die schönen Söhne aus der Stadt. —

In diesem abgründigen Leben verlor sich auch der kleine Richard Bang und vergaß seine Tage und seine Welt. Nur einmal noch erschien ihm die blutige Verfolgergestalt. Aber der

kommende Morgen, der neue, schreckliche Zeitungen brachte, grub alles Traumhafte aus den Gedanken heraus. Und schließlich sorgte er sich nur mehr, ob er heute was zu essen bekommen werde. Als er einige Tage gehungert hatte, bettelte er nicht mehr; er stahl und raubte. Gestern hatte er es mitangesehen, wie ein junger Mensch eine alte Frau erwürgte, weil sie ihm das Stück Brot nicht lassen wollte, das sie unter der Schürze trug.

Auf einmal traf das ein, wovon man schon lange gesprochen hatte; es erschien der letzte Aufruf des Königs, der Knaben und Greise zu den Waffen rief. Man fragte nicht mehr viel nach dem Recht des einzelnen. Und obgleich Richard Bang sich von der Sprache des Landes kaum hundert Worte angeeignet hatte, wurde er dennoch vereidigt. Man packte eben alles, was auf der Straße mit gesunden Gliedern herumlief. Immerhin war das für den Knaben nicht ohne allen Vorteil; denn er bekam Rock und Hose aus warmen, bunten Stoffen. (Seine eigene Kleidung bestand nur mehr aus zusammengebundenen Fetzen.) Dann erhielt er auch ein breites Messer und ein langes Gewehr, mit dem er sich gleich beim ersten Zugreifen verletzte, wodurch die Gefährlichkeit des Instrumentes für die kommende Schlacht genügend erwiesen war.

So zog Richard Bang in den fürchterlichen Krieg.

Es war der fürchterlichste Krieg, der seit Kingis Khan über die Erde stampfte und der die Menschen mit Tod

und Pestillenz und Hunger so grausam heimsuchte, daß selbst die Minister des Landes, die in bequemen Fauteuil saßen, sich entsetzt zurücklehnten und die dickbauchige „Importierte“ nicht zu Ende rauchten. . . .

Das Zerwürfnis ist meinem verehrten Freunde Hans Zeitz, k. u. k. Oberleutnant zugeeignet

Ottokar Kernstock / Maria Trost

Waren die Ernten von Wettern vernichtet,
War der nächtliche Himmel im Ost
Von den Bränden der Türken gelichtet,
Haben die Steirer zu dir sich geflüchtet,
Landesmutter, Maria Trost.

Und sie weihten dir Kränze und Lieder,
Haben wie Kinder die Mutter gekost.
Zagenden Herzens knieten sie nieder
Und getröstet verließen sie wieder
Deine Pforten, Maria Trost.

Grauser als je sind die Völker auf Erden
Jetzt von Schlachtengewittern umtost.
Wehre den Feinden, die uns gefährden,
Laß unser Hoffen zu Schanden nicht werden,
Helf'rin der Christen, Maria Trost!

Alfred von Wurmb / Sonett

Was mich an diesem Krieg besonders freut? —
Daß er die Maske der „Kultur" gerissen
Vom Antlitz jener, die da zornverbissen
Vor keiner Schändlichkeit zurückgescheut.

Nun ist der letzte Zweifel wohl zerstreut;
In voller Klarheit wir es alle wissen:
Die Fahne der Kultur wird nicht mehr hissen
Dies Pack, und nicht mehr wird der Bund erneut.

Das Band, das uns mit jenen einst verbunden,
Zerrissen ist es nun für alle Zeit —
Sie schlugen uns zu tiefe Herzenswunden.

Und dem ist gut so. Denn in Herrlichkeit
Hat spät, doch machtvoll nun ans Licht gefunden
Die wahre Hochkultur aus Sturm und Streit.

Hauptmann Franz Halmschläger / Fähnrich Sch . . .

Aus meinen Feldzugserinnerungen

Wir waren im ersten Kriegsjahre und hatten die blutigen Kämpfe an Galiziens Grenze bereits hinter uns.

Da kam er, ein blutjunger, fescher, hochaufgeschossener Junge, als Fähnrich zu unserer Kompagnie. Aus seinem bereits durch die Strapazen hergenommenen Körper blitzte noch immer die muntere Blauäugigkeit in die Welt hinaus. Als er sich beim Hauptmann meldete, fragte ihn dieser, woher er wäre und gab schon durch den Ton seiner Frage deutlich zu erkennen, daß er ihm wohl wolle. Fähnrich Sch . . . nannte nun ein kleines Städtchen Untersteiermarks. In Graz hatte er auf den Doktor studiert, aber der Krieg, der da so urplötzlich hergekommen war, hatte ihm statt des Doktorhutes (den er sich doch so heiß ersehnte), die Fähnrichskappe auf den Kopf gedrückt.

So geschah seine Einreihung in unsere Kompagnie, welche durch Eintreffen von Marschformationen eben zum drittenmale neu gruppiert worden war.

Wir alten Kompagnieoffiziere empfingen den Neuen herzlich und hatten ihn wegen seines lieben, umgänglichen Wesens binnen kurzer Zeit liebgewonnen.

Abends begann er dann einmal von seinen Erlebnissen bei seiner früheren Kriegskompagnie zu erzählen! — Er wäre der einzige Ueberlebende (bisher —) unter den Kompagnieoffizieren. Die meisten tot —, andere in den Händen der Russen . . .

Er habe auf einer Patrouille ebenfalls was abgekriegt, einen Schuß in den rechten Arm; ziemlich mißlich; er müsse ihn noch immer in der Schlinge tragen. So sagte er. Und wirklich überfiel ihn abends des öfteren noch ein merklich starkes Wundfieber; dessen ungeachtet machte er alles ganz flott mit.

Als wir in einem entlegenen Gebirgsdorfe der Karpathen Halt machten, um einige Tage zu ruhen, da schrieb er gleich am ersten Abend an einem langen Brief . . .

Der von uns zum Quartier erwählte Bauernhof bot anfangs einen recht trostlosen Anblick. Schmutz und Kot allerorts in reichlichem Ausmaße. Aber er lag auf einer kleinen Anhöhe, also immerhin ein kleiner Vorzug.

Doch man schaffte auch hier Ordnung, lüftete, kehrte aus, wischte ab und wies die Frau des Hauses, eine Ruthenin, deren Mann eingerückt war, mit ihren Kindern, einem vierjährigen Mädchen und einem etwa sechsjährigen Knaben in die Küche.

Dort hauste sie und unsere vier Burschen leisteten ihr Gesellschaft. — Drinnen war es durch Einheizen — es waren stürmische, kalte Oktobertage gekommen — bereits behaglich

geworden; unsere Betten, Strohbündel mit Zeltblättern bespannt und zusammengeknöpft, waren lockend hergerichtet. — Abends dann! — Fähnrich Sch . . . saß beim Tische bei seinem Briefe und schrieb fleißig beim Scheine der Petroleumlampe. Ein Leutnant, der ihn von früher kannte, fragte: „Du Sch . ., an wen schreibst denn?“ — Betroffen zuerst, fuhr er auf, sah den Frager an und sagte dann, im Bestreben, daß es die andern nicht hören sollten: „An meine Gusti!“ Der Hauptmann aber hatte es gehört und fragte: „Und wer ist denn diese Gusti?“ „Herr Hauptmann, meine Braut!“ Da sagte der Hauptmann: „Ich hab mir's ja gleich gedacht und wissen Sie, ich werde der Gusti auch einen Brief schreiben, kurz, und nur die Worte: „Dies schrieb Ihr Bräutigam mit einer Schußwunde im rechten Arm!“ Still wars in unserem Kreise bis einer zu singen anhub: „Und sie küßten sich beide zur Sommerszeit, wenn im Walde die Rosen blüh'n“ und „Teure Heimat, teure Heimat!“ Alle stimmten ein und sangen mit.

Als wir geendet, war jeder ergriffen und der Hauptmann sprach: „Ja, ja, gebe Gott, daß wir sie noch wiedersehen und als erster Sch . . . und die Gusti soll ihn als Leutnant frisch und froh ans Herz drücken können. Dabei legte sich der Hauptmann auf seine Bettstelle, deckte sich mit dem zweiten Zeltblatte zu und sagte: „Also, meine Herren, morgen 7 Uhr Abmarsch zur Arbeit! Stellungen bauen!“ Bald waren wir eingeschlafen.

Der Morgen kam. „Herr Hauptmann, ich bitte gehorsamst, darf ich hier bleiben?“ fragte der Fähnrich. „Ich habe starkes Fieber, Wundfieber!“ „Selbstverständlich! Bleibe hier! Warte, ich habe Chininpastillen bei mir. Da hast sie!“ „Danke gehorsamst,“ sagte der Fähnrich. „Schau, daß Du es bald überwindest! — Nun, Gott befohlen!“ Er reichte ihm die Hand und der Fähnrich hörte bald darauf die Kompagnie abmarschieren. — Um 7 Uhr abends, es war schon ganz finster, kehrten sie heim.

Das Fieber hatte nachgelassen, ihm war wohler. Es war der 3. Oktober, der Vorabend des Namensfestes Seiner Majestät. Nach dem Abendessen stand der Hauptmann auf und ging mit seinem ältesten Leutnant vor die Tür, um eine Zigarre zu rauchen, wobei sie die Zukunft besprachen. Nach einer Weile zog der Hauptmann kräftig an seiner Zigarre, senkte den Kopf und blies den Rauch langsam kopfschüttelnd vor sich und sagte: „Ich weiß nicht der Sch... gefällt mir gar nicht; Wenn es so weiter geht, wird er, ich kann mir nicht helfen, wohl bald in sein Tagebuch schreiben: „Herr, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!“

Den nächsten Tag wollte auch Fähnrich Sch... hinaus in die Stellung, doch der Hauptmann lehnte es ab.

Es war eben der 4. Oktober, Kaisers Namenstag, als wieder der Vormarsch begann. — Alles marschierte, auch Fähnrich Sch...

Am Abend vorher hatte der Hauptmann noch zum Fähnrich gesagt: „Machen Sie, was Sie wollen, aber Sie werden einsehen, lange können Sie mit so einem Fieber und der Schußwunde nicht mehr im Felde bleiben. Gehen Sie zurück, erholen Sie sich, der Krieg wird ja so nicht gleich aus und die Lorbern können Sie sich später noch immer holen, wenn Sie sie nicht schon geholt haben!“ Doch der Fähnrich sagte fest: „Nein, Herr Hauptmann, ich bleibe!“ — „Denken Sie nicht mehr an die Gusti?“ — „O ja, aber —“ dabei blieb er stecken. Das Steckenbleiben des Wortes in der Kehle war — der Kampf zwischen der Gusti und dem Kaiser.

Eines Abends jedoch, nachdem das Gewehrfeuer wieder den ganzen Tag über geprasselt und das Geschützfeuer mächtig gedröhnt hatte, sagte der Fähnrich zum Hauptmann: „Herr Hauptmann, ich hätte eine Bitte!“ — „Nun, und die wäre?“ — „Herr Hauptmann, ich habe damals den Rückzug des Bataillons gedeckt und bin als Letzter zurück. Herr Hauptmann T. ist Zeuge der Tat und überdies hat mein Bataillonskommandant mich selbst eingeben wollen, ist aber mittlerweile gefallen. Ich habe außer Ihnen niemanden, der mich zur Dekorierung eingeben könnte. Ich bitte gehorsamst darum.“ „Wenn es so ist, na dann ist ja die Dekorierung sicher.“

Der Hauptmann setzte sich gleich hin und schrieb den Bericht über seinen Fähnrich und dessen tapferes Ver-

halten vor dem Feinde am 4. September 1914. Nach einer Stunde reichte er dem Fähnrich das Wohlverhaltenheitszeugnis hin und sagte: „Wissen Sie Sch . . ., an wen ich beim Schreiben gedacht habe?" „Nein, Herr Hauptmann! Das weiß ich nicht!" — „Nicht? Nun so werde ich es Ihnen sagen: An Ihre Gusti habe ich gedacht, ich mein', das Mädel soll auch eine Freude haben!" Der Fähnrich meinte: „O ja, freilich wird sie sich freuen!" „Ja? Na, dann gute Nacht!" Nächsten Tag gab es ein „Mordsgefecht" und beim „Vorwärts" aus der Deckung heraus, über die freien Felder bis zur nächsten Deckung, traf unsern Fähnrich das kleine, hellblitzende und blinkende Spitzgeschoß der Russen in den Kopf, mitten in die Stirne. Sofort war er tot.

In einem ruhigen, stillen Winkel betteten wir ihn sanft. Auf seinem Herzen, in der linken Blusentasche war ein Brief an die Gusti, und in seinem Tagebuche hatte er die Worte seines Hauptmannes, die dieser am dritten Oktober abends heimlich zu seinem ältesten Leutnant gesprochen hatte, rätselhafterweise als Schlußwort eingetragen: „Herr, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!" —

Als der Hauptmann am Abende desselben Tages von dem Tode seines Fähnrichs erfuhr, war er tief erschüttert: „Arme Gusti! Der Kopf g'hört dem Kaiser, das Herz — das g'hört dein!"

Ehe noch ein Monat vergangen war, hieß es: Fähnrich Hans Sch . . . „für hervorragendes tapferes Verhalten vor

dem Feinde — große silberne Tapferkeitsmedaille am weiß-roten Bande". —

Arme Gusti! — So war die Freude, die der Hauptmann ihr hatte machen wollen, bei Gott nicht gedacht gewesen.

Fritz Karpfen / Die Aussaat

Sieben Gedichte

Am Abend des Abschieds

Die Glocken wandeln mit leisem Schritt
Durch die stillen Gassen,
Die Winde zittern ängstlich mit
Eh' sie die Sonne lassen;
Das Dunkel quillt aus Brunnen hervor
Und rankt sich an den Wänden
Und geht in den schlafenden Türmen empor,
Ganz leise mit segnenden Händen . . .

Ausmarsch am Morgen

Trotzig gebären uns
Junge Wiesen
Ungeschlachte
Nebelriesen.

Sonne hält die
Riesen nieder —
Meine geliebten
Firne dehnen
Frei die Glieder

Seh'n mit ihren
Weißen Brüsten
Und Pupillen
Wehrwölfen gleich, die
Junge stillen . . .

Wir marschieren . . .

Wir marschieren im frohen Frühmorgenschein,
(Fern blasen zum Sturm die Hörner) —
Es sät ein Bauer am Waldesrain;
Gesegnet rollen die Körner.

Und trutzig blickt der Bauer uns an —
Und schafft, daß es werden solle.
„Bauer! wir haben die Aussaat getan!
Kämpfen nun beid' um die nämliche Scholle".

Kampf in der Frühe

Im Osten flackerts auf. —
Sonnenfeuer! Und Morgenwehn!
Nachtschatten aber prophetisch gehn
Zu ruhenden Wäldern hinauf.

Schwarze Totenmäntel schon
Werfen die fahlen
Baumstämme sich um
Die zitternden Glieder . . .

Denn irgendwo schlagen jetzt
Waffenstrahlen
Tausende, junge Menschen
Blinkend nieder. —

Vedette

Lichter kreiseln
In schwarze Nacht
Mit zitterndem Leuchten
Hinein und in den weiten
Wallenden Schacht
Fließt des Stromes
Silberschein.

Grau
Windet sich ein
Straßenwurm durch
Scheue Unendlichkeiten
Und mutig
Kämpft ein Kirchturm
Mit Hexen
Die um ihn reiten . . .

Die Stimme der Nacht

Die unfaßbare Stimme der Nacht
Geht über Mondlicht fangende Bäume
Hin zu der einsamen Lagerwacht;
Erzählt von der Liebsten Träume.

Geht dann hinab in den wallenden Grund
Und geht zu den spielenden Sternen;
Weckt eine Turmuhr zur zwölften Stund'
Verhallend in den Fernen . . . .

Husarenstückchen

Ritt ein Husar durch ein polnisches Nest,
War durstig und schlug an die Schenke,
„Holla, ein Wein der sich saufen läßt
Und mein Roß an die Tränke."

War das Dorf von Kosaken besetzt,
Saßen im Wirtshaus und tranken
Und hörten den frechen Reiter entsetzt
Lärmen und poltern am Schranken.

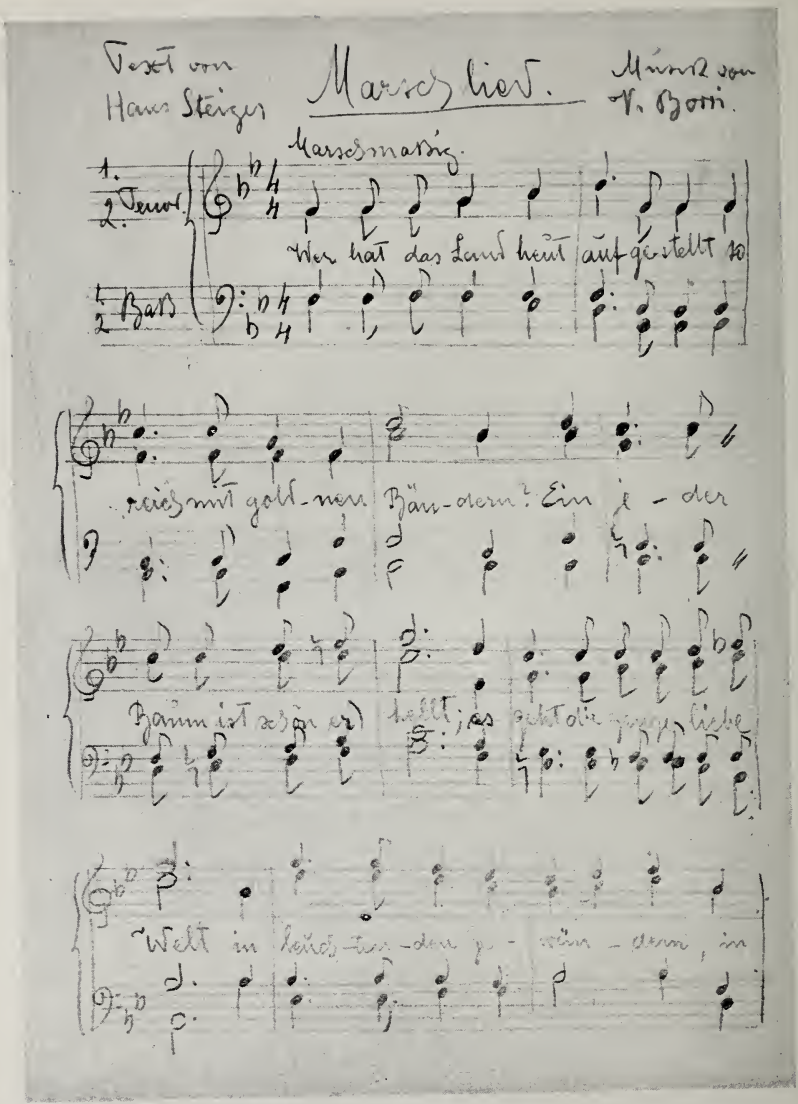
Glaubten die Husaren im Dorfe drinn, —
Sich schmählich hintergangen
Und warfen erschrocken die Waffen hin,
Pschakrev! Jetzt sind wir gefangen!"

Der tat gemächlich 'nen Ungarschluck,
— Die Russen tränkten den Gaul —
Saß auf dem Pferd dann mit jähem Ruck,
Gab einem Kosaken noch eine auf's Maul.

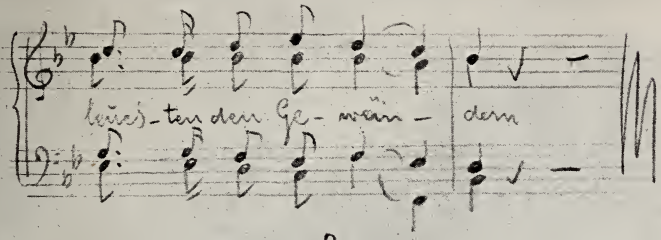
Und ritt vergnüglich von dannen.

Heil dem eisernen Korps! Es können nicht genug Lorbeer gewunden werden, um die Stirnen unserer Steirer zu bekränzen; denn von ihnen gilt das Wort: „Jeder Mann ein Held!“

Heinrich von Lorang.



Voll Dankbarkeit zugeeignet



2.

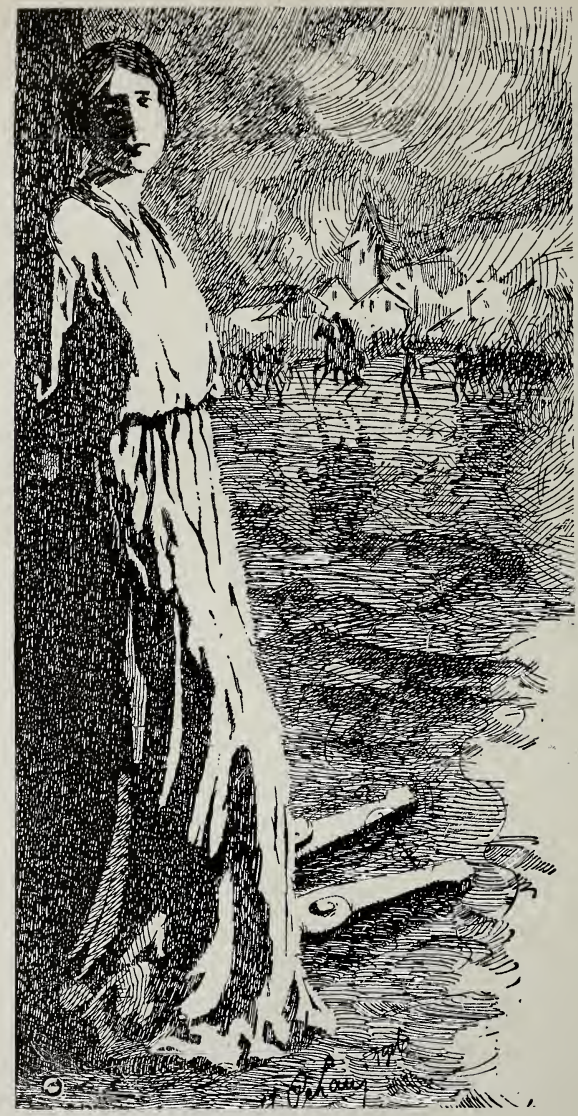
Und wir marschieren mitten drin
so recht vom Glanz bestreuet,
da fliegt uns allen auf der Sinn;
wir preisen jetzt den Tag Gewinn
und sind so fromm erneuet.

3.

Wir wissen, daß der Fluß uns grüßt
daß jeder Wald sich neiget;
jedes Mädchen, das vorbei gemüßt,
erschauert leise wie geküßt –,
schaut lang sich um – und schweiget.

Mürzzuschlag, 21, Mai, 1916.

Herrn k. u. k. Major Otto Jiresch



Oberleutnant Dr. Eugen Hofer / Unsere alpenländischen Soldaten im Felde

„Je mehra, daß herkemma, je mehra kannst treffa, bald nur ana kemat, kunnst leicht danebenschiaßn!" Das waren einmal die Worte meiner Ordonnanz in den Dnjesterkämpfen, als die Russen haufenweise unsere Stellungen stürmen wollten. In diesen Worten liegt so echt und wahr der Charakter unseres alpenländischen Soldaten; kein Wort der Furcht vor der zehnfachen Uebermacht, nicht das leiseste Gefühl am Ende nicht halten zu können, sondern eiserner, zäher Wille zum Aus- und Durchhalten.

So wie er daheim in seinen Bergen dem kleinen steilen Acker das Brot abringt und Wildheu birgt, hoch oben im Fels, wo ihn ein falscher Schritt in den Abgrund schleudert, so liegt er auch zäh und unverdrossen im Schützengraben und schießt bedächtig, ohne Uebereilung, einen nach dem anderen, von denen die da heranstürmen, ab, als wärs daheim am Scheibenstand.

Es fehlt ihm ja vielleicht das schnell auflodernde, aber auch schnell wieder gedämpfte Draufgängertum der Flachlandsbewohner, aber was der Sohn unserer Berge anfaßt, das tut er ganz, dafür steht er mit seinem Leben ein, da gibts kein Zurück mehr.

Da hatte ich einmal — wir lagen den Russen in einer von tiefen Schluchten zerrissenen waldigen Gegend Ostgaliziens gegenüber, konnten daher ihre Gräben nicht recht feststellen — eine Patrouille draußen, die die Aufgabe hatte sich möglichst nahe an den Gegner heranzupürschen und alles Wissenswerte festzustellen. Lange, lange kam keine Meldung von ihr, morgens war sie weggegangen, es wurde Abend, nichts kam, so daß ich die braven Burschen schon verloren gab. Da des Nachts kam einer zurück und meldete, daß sie unbemerkt vom Gegner auf 20 Schritte vor deren Gräben lagen und brachte mir alles was ich wissen wollte. Drei Tage blieben sie noch draußen und alle kamen dann wieder.

Ein andermal, es war nach einer Dnjesterforcierung, lagen wir im harten Kampfe mit den Russen. Die erste Schwarmlinie hatte keine Patronen mehr und schickte Meldung um Meldung deshalb zurück. Endlich kam Munition und zwei meiner Leute machten sich sofort mit einem Verschlag Munition auf den Weg. Beide fielen, bevor sie ihre Aufgabe erfüllen konnten, mit Kopfschuß. Gleich packten zwei andere den Verschlag, auch sie fielen; wieder nahmen zwei Brave die Munitionsversorgung ihrer Kameraden auf sich, aber auch sie ereilte das gleiche Geschick. Sechs brave Soldaten hatten an derselben Stelle für ihre Kameraden ihr Leben gelassen, doch ohne Besinnen trat der siebente in die Lücke, brachte die Munition auch tatsächlich vor

und kam mit einem schweren Schulterschusse zurück. Kennt man noch größere Zähigkeit und Pflichttreue?

Und nicht allein diese Zähigkeit und dieser eiserne Wille zur unbedingten und restlosen Pflichterfüllung, auch ihr goldenes, sonniges Gemüt, das auch in der schwersten Stunde keine Verzagtheit kennt, läßt es dem Offizier als ein Glück empfinden, in einem alpenländischen Regimente zu dienen. Gehts noch so knapp zusammen, wenn die Kochkiste mit dem „Schwarzen" kommt, wird wieder gesungen und gejodelt, und noch nie habe ich meine Leute so empört gesehen, als bei Grodek, wo eine russische Achtzehner die Küchenhaubitze mit dem Kaffee, — ausgerechnet dem lieben Kaffee, — in die Luft wirbelte. „Alsdann den möcht ih dawischn, der uns in Schwarzen so verzuckert hat!" hieß es allgemein und ich würde es ihm auch nicht geraten haben, sich nach diesem Bravourstückl von meiner braven Neunten erwischen zu lassen. Aber er beruhigt sich auch bald wieder, der Aelpler; — und es dauert nicht lange, so singen sie wieder fein vierstimmig zusammen. Mehrmals habe ich es erlebt, daß, während mein wilder Gesangsverein seine Heimatweisen erschallen ließ, die Russen eine Feuerpause machten und nicht ein Schuß fiel. „Teure Heimat, sei gegrüßet, in der Ferne sei gegrüßet" wie oft scholl dieses herrliche Lied über die galizische Ebene hin! wie schwer wurde da einem das Herz im Gedanken an die trauten Berge, an die Lieben, die daheim bangen Herzens an uns dachten.

Er hat viel, viel Liebe für seine Heimat, der Alpenländler, viel Liebe für seine Scholle, über die er, aus Anhänglichkeit zu ihr, selten hinausgekommen ist; und ist man selbst ein Sohn seiner Heimat, und weiß man ihn als Kommandant und Kampfgefährte zu behandeln, so möcht ich die Kompagnie sehen, die ihren Führer nicht herausholt und wäre es aus der Hölle und tausend Teufeln. Als ich das erstemal verwundet wurde, da drängten sich meine Leute mir zu helfen. „Na aber so was, häts liaba mi troffn war gscheita!" Möchte man bei solchen Worten nicht jeden Einzelnen umarmen? Und wie sie aufpaßten, daß sie mir ja nicht wehe taten, diese goldenen Menschen.

Noch ein Moment will ich nicht vergessen, daß der Uebergebildete, der unsere Volksseele nicht kennt, vielleicht falsch auslegen könnte. „Bitt ghorsamst, Herr Leutnant, hams das III. Korps net gsegn?" so fragte mich bei Lemberg ein biederer Steirer, der in den wütenden Anfangsschlachten von seinem Regiment versprengt war. Ja, mein Lieber, das III. Korps, das ist ein denn doch zu weiter Begriff. „Ach Gott, wie man nur so fragen kann?" hätte da mancher gesagt. Daran denkt er eben nicht, daß der Mann, der ja nicht mehr in der ersten Jugend war, schon jahrelang vom aktiven Dienst fern, die Begriffe nicht mehr so präzisiert in seinem Hirn hat, wie ein anderer, der weiß Gott was für Schulen hat. Soll er sich diesen Mann einmal im Gefechte oder auf Patrouille anschauen, welche

Umsicht, welche logische Schärfe er da im raschen Erfassen der Situation bekundet, er würde den Hut tief, sehr tief vor ihm ziehen und ihm in aller Stille Abbitte leisten. Darum, sei es von welchem Gesichtspunkte man immer unsere alpenländischen Soldaten betrachten mag, sie haben immer ihren Mann voll und ganz gestellt, sie haben viel, sehr viel zu unseren glänzenden Waffentaten beigetragen, sie haben treu ihrem Kaiser und ihren Führern gedient und werden diesen Grundsätzen getreu auch ihren letzten Tropfen Blut freudig für Kaiser und Vaterland opfern. Gott schütze sie, Gott schütze ihre Heimat.

Karl Bienenstein / Unsre Jungen

Sie müssen einen harten Blick bekommen,
Denn so viel Elend, Tod und Greuel stand vor ihm.
Ihr Herz muß wie das starre Eisen werden,
Sonst bräche es ein einz'ger blutdurchglühter Tag.

Und doch: ein Vogellied von schwankem Zweige,
Das froh des Morgens holden Segen preist,
Ein Sternenblick, der an des Tages Neige
Der Sehnsucht ihren Weg zum Frieden weist,

Ein Rauschen, tief aus stillen Waldesgründen,
Bei dem der Heimat Märchen süß erwacht,
Ein Glockenruf, der unsern Gott will künden
Und seiner Liebe unerschöpfte Macht:

Und sieh! Der harte Blick vergeht in Sehnen,
Und betend schmiegt sich um den Stahl die Hand,
Das starre Herz ein Bersten und ein Dehnen,
Ein weiches Blühen: Heimat, Vaterland!

Peter Panhofer / Edelweißbuben

Eine Skizze aus den galizischen Kämpfen.

In der Nacht wurden die Schläfer durch einen Lärm geweckt. Die Marschbrigade war eingetroffen. Sie hatte sich um 8 Stunden verspätet. Der Oberst gab dem Brigadier Meldung. Der befahl, daß beim Morgengrauen die ganze Brigade in den Kampf eingesetzt werden solle.

Und als man am Morgen dann vorging, Bataillon hinter Bataillon, und auch unsere Artillerie mit ihrem kräftigen Brummen einsetzte, da warf man den Feind weit zurück. Mit Jauchzen und Singen. Unter hellem Jubel stürmten die Edelweißbuben vorwärts, allen voran immer der erste Zug mit seinem Leutnant Steinhofer. Mit einer Wucht warfen sich die Österreicher auf den Feind, daß dieser überrannt war, noch ehe er sich recht fassen konnte. Hunderte von Gefangenen wurden eingebracht. Der Feind war in heller Flucht. Und die Tiroler auf scharfer Verfolgung. Die Russen konnten sich von den braven Edelweißbuben nicht loslösen, diese waren ihnen immer wieder auf den Fersen, griffen sie an und nahmen ihnen abermals Gefangene ab. Bis in die späte Nacht hinein dauerte die Verfolgung. Erst die einsetzende tiefe Finsternis brachte den gehetzten Feinden Ruhe.

Leutnant Steinhofer sandte seinen Patrouilleführer Weigert auf Patrouille. Spät nachts kam dieser erst zurück und meldete, daß sich die Russen wieder gesammelt hätten und auch Verstärkungen zu ihnen gestoßen seien. Der Leutnant verständigte sofort seinen Vorgesetzten. Und nachts noch wurden die aufgeworfenen Gräben verstärkt und ausgebaut. Dann wartete man auf den Angriff. Es handelte sich jetzt, da sich an die Landesschützen andere Truppenteile anschlossen, schon um einen breiten Frontabschnitt.

Die Edelweißbuben lagen hinter der Böschung eines Dammes und hatten die beste natürliche Deckung. Mit dem Morgengrauen fing das Heulen der Geschosse wieder an, aber heute kam der fliegende Tod nur vereinzelt herüber. Und die Tiroler lachten über die pfeifenden Geschosse, denn diese krepierten alle in ihrem Rücken und mochten ihnen nichts anhaben.

Eben brachte eine vorgeschobene Feldwache einige russische Gefangene ein. Als sie nach rückwärts gebracht wurden, kamen sie auch in den Bereich der russischen Geschosse. Rings um sie schlugen die eisernen Dinger in die Erde ein. Da fingen sie zu laufen an. Und lachend rief ihnen Patrouilleführer Weigert nach: „Wosch laaft's denn, san jo die enkern!"

Drei-, vierhundert Schritte über der Böschung hatten sich die Russen eingegraben und das gab jetzt den ersten Stellungskampf. Wie sich drüben ein Kopf blicken ließ, gab

es herüben einen scharfen, kurzen Knall und drüben kollerte ein Feind mit einem Kopfschuß in den Graben zurück. Zwei Tage lagen sie sich schon gegenüber. Von Seite der Tirolerbuben wurde nicht viel geschossen, aber das wenige gut. Auch schwere österreichische Artillerie war aufgefahren und sendete eherne Grüße zu den Feinden hinüber. Da war es nach und nach drüben stille geworden. In der Nacht des dritten Tages befahl man dem Regimente Sturm. Dies war den rührigen Tirolern wie eine Erlösung. Sprung auf Sprung ging es vorwärts. Drüben war es noch immer still. Man kam schon ganz an die Gräben der Feinde und kein einziger Schuß fiel. Ein Grauen stieg in die Herzen der Stürmer. Sollte dies eine Ruhe vor dem wirklichen Sturme sein? Schon sprangen die ersten Landesschützen in die russischen Gräben und stutzten. Da lagen, einer neben dem andern, tote Russen, viele noch das Gewehr an den Backen. Und in den bleichen Gesichtern saß noch die Angst. Wenn man näher hinsah, wußte man, warum sie so stille waren: Kopfschüsse! Edelweißbuben schießen langsam, aber sicher. Von dem Feinde war weit und breit nichts zu sehen, er hatte sich zurückgezogen. Bei dem Orte H . . . stellten sich die Russen wieder. Aufklärer brachten die Kunde, daß endlose Massen im Anmarsche seien. Auch viele Kosaken seien darunter. Kolonne folge auf Kolonne.

Es war ein sonniger Septembertag. Vor den Gräben der Landesschützen, die sich gut und tief eingegraben hatten,

lag weithin flaches Land. Da mußten die Feinde drüber, dann Gnade ihnen, Gott!

Leutnant Steinhofer schrieb gerade eine Feldpostkarte. Sie sollte seinem Glück wieder einen herzlichen Gruß aus dem fernen Lande bringen. Tag für Tag schrieb er einige kurze liebe Zeilen.

Was wohl sein kleines, blondes Lieb in der Heimat machte? Träumend stützte er den Kopf in die rechte Hand. Sein Glück! Heiß stieg es in ihm auf. Wenn er dann wieder heimkam, was soll das für ein sonniges, frohes Leben werden. Sonnig war's schon in der Heimat, aber jetzt möchte er nicht dort sein. Was Männer waren, die gehörten jetzt dem Vaterland. Das Vaterland war jetzt seine innigste, größte Liebe, die konnte nur der Tod lösen. — Der Tod!

Oft hatte er diesem in der letzten Zeit in das Auge geschaut. Und er spürte, wenn man seine Pflicht erfüllte, voll und ganz, dann mußte das Sterben nicht so schwer sein. Dann gab man sich eben einer großen, schier unfaßbar großen Sache hin.

Er schüttelte sich ärgerlich. Was dachte er heute nur alles zusammen? Träumend schloß er die Augen. Da traten gleich die grünen Täler und die hohen Berge der Heimat vor sein Herz.

Freilich, wenn das Unfaßbare kam, dann konnte man auch die Heimat nimmer sehen . . . Und das alte, gebeugte

Mütterlein, den weißen Vater, die frohen Gesichter der Schwestern. Sein junges, auch gar so junges Glück . . .
Was war das — er erwachte aus seinen Träumen. Seine Burschen sangen wohl gar? Ja, drüben hatten sie sich im Graben zusammengesetzt und sangen ihre Heimatslieder. O, ihr in der Heimat wißt ja gar nicht, wie ganz anders diese Lieder in der Fremde klingen. Wie ganz anders. Da werden die Lieder zum Abdruck einer heimwehgeplagten Seele, einer tiefbangen Volksseele, da werden sie doppelt herzlich und doppelt tief. Wenn man hier heraußen diese Heimatlieder hörte, da wußte man es am besten, wofür diese braven Leute Leben und Gesundheit gaben.
Nur immer wieder für die Heimat, für das kleine, schlichte Vaterhaus da draußen, weit, weit weg von hier. Ihr in der Heimat vergeßt dies nicht!
In solche Stimmungen hinein sollte man auch Leute setzen, die sonst über den Volksgesang, über die schlichten, lichten Lieder des Volkes die Nase rümpfen.
Träumend hörte Leutnant Steinhofer den trauten Liedern zu. Da kam Weigert zu ihm und brachte ihm einen weißen Kaffee.
„Aber Weigert, wo haben Sie denn nur die Milch hergenommen?"
„Meld ghursamst, Herr Leutnant, woascht, sölm worn Küa und do hon ih holt oftn gmolchn."
Da mußte Steinhofer herzlich lachen. Der Mensch da war wirklich ein Racker, der wußte sich immer und überall Rat.

Wie nun aber der Kaffee schmeckte! Der erste, weiße Kaffee, seit sie von zuhause fort waren.

Der Leutnant lehnte sich behaglich zurück. Es war beinahe gemütlich heute. Mit wie wenig konnte der Mensch doch zufrieden sein. Wenn ihm einer dies einmal früher gesagt haben würde, daß er beim Schlürfen eines weißen Kaffees, wenn nur ein bischen die Sonne dazu scheint, überglücklich sein werde, ausgelacht hätte er ihn! Wie man doch immer wieder lernen mußte im Leben. Und es war eine harte Schule, durch die man jetzt ging.

Drüben spielte jetzt einer von den Leuten Mundharmonika. Leise klangen die Töne herüber und es schien ihm wie eine wunderschöne Musik. Heute war er doch wieder einmal in einer „furchtbar lyrischen" Stimmung. Er wunderte sich eigentlich darüber, denn diese Stimmungen wurden bei seinem rauhen Handwerk immer seltener.

Er sah einmal über die Ebene hinweg. Blauer Dunst lag auf ihr. Nichts regte sich. Dann und wann grollte es in der Ferne.

Neben ihm lag Weigert und sonnte sich. Dann sprang er plötzlich auf, zog von seinem Brotsacke eine Feldpostkarte heraus und kritzelte darauf.

„Sie schreiben wohl heim?"

„Frali, frali. Ischt eh schon lang her, daß dahoam nix mehr von mir wißn. Do muascht holt dengerscht imrigsmol schreibn, daß oan schlechtn Kerl jo eh go nix passiern kunn."

Jetzt hatte er wieder sein altes Lachen.

„Gleba dasch d' an dohoam denkst, rennt oan scho wos Woachs ins Herz eini und ma bringts ost frei neama außa. Herr Leutnant, ih hätt a Bitt."

Steinhofer drehte sich zu ihm hin. „Ja, und?"

„Ih hon vom Herrn Oberscht, sölm wia ih dö poor Russen gfangt hon, a hübsch Trumm Geld kriagt. Möchts gern meina Muata hoamschickn. Hot holt ah imrigsmol nur grod 's Notwendigscht zan beißn."

Dem Leutnant wurde ordentlich warm ums Herz, als er den Burschen so bitten sah. Der war aufgestanden und reichte ihm das Geld.

„Sie sind ein braver Kerl, Weigert, und können sich darauf verlassen, daß das Geld auch richtig heimkommt. Weil Sie hier im Felde einer meiner Besten sind, werde ich auch noch etwas dazulegen."

„Herr Leutnant, nix für unguat, oba Ihna muasch ma fein mögn!

Da schaute Steinhofer wieder einmal über die Ebene. Was waren dies nur für dichte, große, erdgraue Flecken. Die waren früher nicht da. Er langte nach seinem Glas und schaute. Erregt rief er dann seinen Leuten zu:

„Leut, ich glaub, wir bekommen es mit Kosaken zu tun."

Die kamen immer näher. Steinhofer beobachtete sie unausgesetzt. Es mochten mehrere Sotnien sein. Im wilden Ritt kamen sie daher. Hatten sie von den Gräben keine Ahnung

oder wollten sie dieselben überrennen? Steinhofer hielt die Erregung seiner Leute nieder. Doch als die Reiter einige hundert Schritte nahe waren, da fuhren die singenden Kugeln aus den Stutzen der Tiroler und erzählten in den Herzen und Köpfen der Feinde ein Lied von Volksliebe und Kaisertreue. Das mordende Feuer fraß in den dichten Reihen Reiter auf Reiter. Bald waren es nur mehr drängende, heulende und schreiende Haufen. Auf dem grauen Boden lagen viele der Kosaken; vor einigen Sekunden noch des Zaren stolze Reiter und jetzt auf den entsetzten, bleichen Gesichtern schon die Farbe des Todes! Kleine kräftige Kosakenpferde wälzten sich stöhnend am Boden, hielten die Füße in die Höhe und strampelten vor Schmerzen, denn ihre Leiber waren wund und es quoll das Eingeweide heraus. Die ganze stolze Reiterschar war zu einem blutigen Haufen geworden. Die Kugeln der Edelweißbuben suchten noch immer Opfer: da einen, dort einen. Bis viele, viele Hände mit einem Male in die Höhe gingen. Da verstummte die rasende Schießerei. Und einige hundert Soldaten wurden willenlos eingebracht. Das waren also die gefürchteten Truppen des großen Russenreiches. Vorher noch so stolz —, sahen sie jetzt zum Erbarmen aus. Die Angst und das Entsetzen saß ihnen noch auf den verzerrten Gesichtern.

Die Sieger konnten ihres Erfolges nicht recht frohe werden. Zu viele der Toten lagen auf dem Boden vor ihnen und starrten mit bleichen Gesichtern herüber.

Der Abend kam. Wo blieb die russische Infanterie, wo die gemeldeten gewaltigen Truppenmassen? In dieser Nacht schlief keiner. Kaum dreißig Schritte vor ihnen lagen die vielen Toten. Der helle Vollmond warf sein mildes Licht über die Ebene. Steinhofer hockte in seinem Graben und suchte mit dem Glas immer wieder den Horizont ab. Der Feind wartete wohl, bis es dunkler würde, um dann zu einem vernichtenden Sturme einzusetzen. Zwei, drei Stunden sah er schon angestrengt durch das Glas, nichts rührte sich. Mitternacht war schon vorüber und noch immer war kein Feind zu sehen. Erst gegen das Morgendämmern kamen ausgesandte Patrouillen zurück und meldeten, der Feind habe sich nach links verschoben und sei mit anderen Truppenteilen zusammengestoßen. Diese hätten aber namhafte Verstärkungen erhalten und könnten sicher durchhalten. Jetzt wußten sie auch, warum es an ihrer linken Seite in der Ferne immer knurrte. Andere Truppenteile standen jetzt im Kampf; doch alle wußten, auch diese würden eine eherne Mauer bilden. Oesterreichs Wälle waren nicht morsch — ihr irrtet — die waren stahl- und steinhart!

Aurelius Polzer / Heldenschmiede

Auf den Amboß saust der Hammer
Schmetternd nieder Schlag um Schlag,
Wie der Erde Not und Jammer
Menschenseelen treffen mag.

Eisen unter Hammerschlägen
Wird zu Schwertstahl, siegesstark,
Schwere Schicksalsschläge prägen
Seelen aus von Heldenmark.

Toni Schruf / Die Ihr des Kaisers . . .

Die Ihr des Kaisers Leibrock trägt,
Das blanke Schwert zur Seiten,
Ihr, deren Herzen sturmbewegt
Erglühn im großen Streiten,
Vergönnt mir einen Abschiedssang,
Zugleich auch ein Willkommen,
Wohl mag dem Bürger solcher Dank
Für Schutz und Wehre frommen.
Ihr zieht zum Schlachtgetümmel aus,
Die Wünsche die sich regen
In jedem deutschen Bürgerhaus,
Sie werden Euch zum Segen.
Sie stehen schirmend Euch zur Seit',
Umflattern Eu're Fahnen,
Und geben Euch ein treu' Geleit'
Auf blutgetränkten Bahnen.
Das Leben klafft, tief aufgewühlt,
Zur Pflicht wird dem Gesunden
Was er im innern Herzen fühlt:
Zu heilen alle Wunden,
Die Wunden, die der Feind uns schlägt,
In seinem blinden Wüten; —

Die Zeit des größten Hasses trägt
Der Liebe reichste Blüten.
Die Herzen auf zum lieben Gott
Und opfern, nicht verzagen,
Schon leuchtet Siegesmorgenrot,
Der Freiheit goldnes Tagen.
Das gute Recht ist uns Brevier,
Wer schuldlos, steht in Ehren,
Ihm mag der Feind des Siegs Panier
In Ewigkeit nicht wehren.
Noch hält die Gottheit Hochgericht,
Nach ewigen Gesetzen,
Die mag der freyle Gegner nicht
Verdrehn und nicht verletzen.
Ein Machtgebot hernieder dringt
Und Frieden muß uns werden,
Ihr, Oesterreich und Deutschland, schlingt
Den Oelzweig um die Erden!

Den ins Feld ziehenden und neuankommenden Frequentanten des k. u. k. Reserve-Offiziers-Fortbildungs-Kurses in Mürzzuschlag

Adolf Frankl / Funken

Unsere Feinde

In ihren Reden sind sie groß
Wie zungentolle Vetteln
Und müssen doch — so stolz zu Roß! —
Um fremde Hilfe betteln.

Begeisterung

Begeisterung bei Bier und Wein
Wird immer jämmerlich mißraten;
Willst du ein deutscher Recke sein,
Begeist're dich an deutschen Taten.

Deutsche Losung

Auf des Krieges roten Fährten
Laßt zur Losung uns erlesen:
Deutsch muß sein und deutsch muß werden,
Was einst deutsch gewesen!

Hans Steiger / Das sterbende Görz

Eine Reiseimpression / Aus den Tagebüchern des Grafen Karl Mistruzzi-Freysinger

In den Nachmittagsstunden hatte ich Triest verlassen. Die den blauen Adriawassern entstiegene, glänzende weiße Stadt! Die herrliche, meerumleuchtete — die von einem kleinen, wahrhaftig, ganz kleinen, drolligen Nußknackerkönig umbuhlte — sommerhafte, breithüftig sich wiegende, liebreizende Frau Venussine — Triest!

Vom Kai aus hatte mans deutlich sehen können, wie weithin über das wallende Meer unförmige, ekelhaft große Rauchsträuße schwammen (mir wars, als glichen sie den weggeworfenen Blumenbündeln eines geschmacklosen Anbeters!) — aber das waren ja die brennenden Schiffswerfte von Monfalcone.

Langweilig war diesmal fast die Reise, die in anderen Zeiten so süß und angenehm sein konnte; denn infolge starker Truppenverschiebungen mußte der Zug schier vor jedem Karstdorfe immer wieder halten.

So erreichte ich denn auch beim Einbruch der Nacht erst — Sankt Peter bei Görz!

Die Fahrt in die Stadt hinein war unmöglich, weil die Bahnkörper ständig unter Artilleriefeuer gehalten

wurden. Die Frau eines Görzer Bankiers, die ich auf der Halteſtelle Sankt Peter getroffen hatte, lud mich aber ein, zu ihr in den Wagen zu kommen und kutſchierte mich äußerſt behaglich in die Stadt.

Die ſonſt ſo belebten, vom Bogenlampenlicht übergoſſenen Hauptſtraßen von Görz waren verlaſſen und dunkel wie Kloſtergänge. Die ganze Stadt ſchien wie von einem rieſigen Mantel dunkler Einſamkeit bedeckt zu ſein.

Und nur das Blitzen und Blenden der Signalſtationen auf der Podgorahöhe, ſowie die ſchweren Schritte der Ronden brachen zeitweilig die Stille und Schwärze der Nacht.

Ich ſtand nervös und wach am Fenſter.

Vor mir greiſenhaft und weiß und großäugig der Schlaf. Aber er berührte mich nicht. Und ſo mußte ich wach ſein am Fenſter und ſchauen . . .

Ich erbebte wie im Fieber unter den ſtürzenden Strahlen der Reflektore, die die Finſternis durchforſchten.

Ich ſah —

tauſendfältig die Hände und Brüſte der Dunkelheit vor mir; ſah ſie ſchaffen und geben; ich ſah das Schwert des Lichtes; ſah Kampf und Geſtalten, Heilige, Helden und Dulderinnen . . .

Plötzlich löſte ſich aus dem ſchwarzen Himmelstopf ein Fleck; — der wuchs — wuchs zigarrenförmig — gleichzeitig hörte ich auch für einige Augenblicke das dumpfe Summen von Propellern.

Dann aber war alles wieder untergetaucht, nein, erstickt in einer fanatischen Ruhe und Schwärze. — — —

Die Höhen des Görzer Brückenkopfes! Die sonst in grünes Laub gebadete Podgorahöhe war jetzt alt und bräunlich und nackt. Beschmutzt und verwundet war sie wie ein leidenstoller Fakir, wie ein glaubenstrunkener, schiitischer Waller am Grabe des unglücklichen Husseins. Aufgestampfte Erde, unzählige Löcher, Trichter, verbrannte Stämme, verreckte Hunde, Schutthaufen, zerschlagene Aeste und Steintrümmer.

Auch die steinernen Denkmäler auf der Kuppe des Kalvarienberges sind zertrümmert.

Die Zellulosefabrik am Fuße des Hügels brennt jetzt lichterloh. Hoch in den Lüften — ein italienisches Flugzeug, — vom Feuer der Abwehrbatterien gierig verfolgt. Deutlich sind die weißen Wolken der explodierenden Geschosse wahrnehmbar. Weiter rechts — Piuma! Und auf einer sanften Böschung, fast am Fuße des felsigen Sabotino, eine Gruppe ruinenhafter Gebäude: Oslavija.

Auf der anderen Seite aber profilierte sich am Horizonte die Hochfläche von Doberdo —, und auf ihr, kaum sichtbar, im schwankenden Nebel des Morgens, ein rauher Pick: der San Michele. — — —

Es kam zur Juli-Offensive.

An einem Morgen wurde ich in aller Frühe durch einen gräßlichen Kanonendonner aus den Federn gejagt. Aller-

dings war schon am Abend vorher in der Richtung des unteren Isonzo das dumpfe Getöse einer anhaltenden Kanonade hörbar gewesen. Nun aber stand der ganze Brückenkopf unter dem schweren Feuer der welschen Schiffsgeschütze. Ganze Schwärme von Granaten erfüllten die Luft; jeden Augenblick krepierte ein Geschoß unter unheilvollem Krachen. Die breiten Streukegel der Schrapnells mit ihrem Hagel von Füllkugeln klatschten in einemfort auf Dächern und Mauern und Gangsteigen.

Das Heulen, Zischen und Lärmen der Kanonade wurde mit jedem Augenblick chaotischer.

Endlich: — Trommelfeuer!

In diesem Höhenpunkte gewöhnen sich die Nerven wiederum. Das Entsetzlichste ist allemal der Auftakt bei so einem Konzert. Regendicht fliegen jetzt die Granaten der Podgorahöhe zu; dem San Valentino, dem Heiligen Berg.

Die Ueberbleibsel von Oslavija beginnen aufs neue zu brennen. Blutrot leuchtet das Feuer umher.

Die hölzerne Brücke von Piuma brennt ebenfalls. Jetzt stürzt sie in den reißenden Leib des Isonzo, der sie zischend aufnimmt.

Kleine Dampfwolken flattern nur noch nach . . .

Auf einmal fällt das Trommelfeuer mitten in die Stadt selbst hinein. Es ist mir, als sei der letzte Tag angebrochen. Da sehe ich plötzlich vor mir ein großes, knallendes Feuer, das mich fast berühren will . . .

Ich springe entsetzt irgend wohin, vor oder zurück, was weiß ich — und — bin rings von Rauch, stinkendem schwarzen Qualm umgeben — das Feuer aber ist nicht mehr da. In meinen Ohren paukt ein riesenhafter Lärm. Ich fange an, mich zu betasten, meine Nase, meine Knie, meine Hände, meine Wangen.

Ich drehe mich verrückt fast im Kreise herum. Es ist mir alles so wunderlich . . . so neu . . .

Ich lebe! lebe!

Vor mir ist eine Granate krepiert! Ich lache fast. Es ist beinahe wie ein Witz. Wahrlich, wenn ein anderer mir das erzählte, ich würde ungemein lachen müssen.

Mein Staunen purzelt über jeden Gedanken. So kommt es, daß ich fast fürchte, es zu begreifen, am Leben geblieben zu sein . . .

Unweit von mir verhauchte ein Polizist seine letzten Atemzüge. Jammernd wollte anfangs der Mann seine herausgefallenen Gedärme zurückpressen. Einige Schritte weiter — lag eine alte Frau mit gespaltener Schädeldecke und entblößtem Gehirn da. Und wiederum weiter — ein Soldat mit zerschmetterten Fußknöcheln.

Ihn schleppte ich in das nächste Gebäude, wo ich ihn halbwegs verband.

Gegen Abend griffen die Italiener die Brückenschanze noch einmal an. Ohne Erfolg. Einige Dutzend schmutziger Gefangener wurden abtransportiert.

Um neun Uhr abends bewölkte sich der Himmel und es fing an leise zu regnen.

Nach Mitternacht Gewehrfeuer und Leuchtraketen! Die Nacht wird plötzlich wieder zu Tag gemacht und auf der Podgorahöhe tobt abermals der Kampf.

Am nächsten Tage wandert eine lange Kolonne von Fuhrwerken aus der Stadt; Fuhrwerke mit einer weißen Plache und dem roten Kreuz darauf; ganz langsam rattert die Kolonne einher.

Jetzt sieht man erst die vielen braunroten Flecke auf den zertrümmerten Gangsteigen recht genau. Und irgendwo muß ich es gesehen haben, es ist noch heute lebendig in mir, etwas Grauenhaftes, etwas Formloses, einen Fleischknäuel, ich glaube, es war die Leiche eines gemordeten Kindchens.

Karl W. Gawalowski / Hinter der Front

Zeitgedanken

Der beste Wertmesser für die Kultur eines Volkes ist sein Verhalten im Kriege.

Der internationale Schlechtigkeitsbegriff und seine Steigerung: Serbien—Japan—England. Ueber jeden Begriff: Italien!

Wie kann ein Herrscher von seinem Volke Treue fordern, der selbst die Treue gebrochen hat? Es heißt nicht umsonst: Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Dem Deutschen, dessen Herz einst in sehnsüchtiger Liebe für Italien schlug, ergeht es wie dem Manne, der einer schönen Frau seine heiligsten Gefühle zu Füßen legte und plötzlich inne wird, daß er sich um eine feile Dirne bemüht hat.

Die Not zermürbt nur den Schwachen, den Starken aber stählt sie und verdoppelt seine Kräfte. Sollen wir sie fürchten?

Was das Schwert zusammengeschweißt hat, soll die Feder nicht trennen.

Ludwig F. Müllner / ... echt deutsche Barbaren

Wodan! Germanengott! schaue hernieder
Auf unser Land!
Nie noch erlebte die Erde solch Streiten,
Schlachtengetöse erfüllet die Weiten,
Wetter umzieh'n uns: Europa in Brand!
Gewahrst du die Helden,
die jauchzend da sterben?
Der edelsten Ahnen berufene Erben.

Schwinge den Hammer, du siegender Kriegsgott!
Führe uns, Thor!
Wir, die nicht schuldig des strömenden Blutes,
Ringen gleich Löwen voll heiligen Mutes,
Dringen zum Lichte des Sieges empor.
Es stand eine Welt auf
von wütenden Hassern,
Von treulosen Schuften
und gierigen Prassern.

Die ihr Walhallas Gefilde bewohnet,
Euch sei's gelobt:
Niemals ertragen wir sklavische Bande,
Niemals beflecke uns schimpflich die Schande,
Haben das Schwert stets für's Recht nur erprobt.
Woll'n immer nach Pflicht
und Gewissen verfahren
Gerecht — aber tapfer —
echt deutsche Barbaren!

Peter Panhofer / Der Gott, der Eisen wachsen ließ . . .

Die Mürztaler Kriegsindustrie

Der Gott, der Eisen wachsen ließ, segnete am meisten damit wohl die grüne Steiermark, die man darum auch — mit Recht — die eiserne Mark nennt. Eisern ist sie geblieben bis zum heutigen Tage. Und es ist gut so. Denn der jetzige Krieg zeigt immer mehr, daß, um Siege zu erringen, nicht nur die Truppenmassen ausschlaggebend sind, sondern daß neben Feldherrntalenten, Heldenoffizieren und wackeren Soldaten, auch technische Hilfsmittel von höchster Vollendung dazu unerläßlich sind, daß Stahl und Eisen dort eine Bresche zu schlagen vermögen, wo man mit Menschenmassen nichts mehr erreichen kann.

Wenn der von Wien kommende Wanderer den herrlichen Semmering mit seiner Ruhe und Waldeinsamkeit überschritten hat und er hineintritt in die eherne Steiermark, so breitet sich vor seinen Blicken ein grünes Tal aus, welches immer weiter wird. Eingesäumt und umrahmt von hohen Bergen, Tannen- und Fichten-, Lerchen- und Buchenwäldern liegt es da. Und zwischendurch murmelt ein silberklares Bächlein, welches immer größer wird, je weiter man in das Tal hineinschreitet.

An beiden Ufern des Wassers lag schon vor Jahrhunderten da und dort ein einsamer Wasserhammer, den das Bächlein trieb, und ein lustiges, klingendes Pochen erfüllte das Tal. „Steirisch Eisen, gutes Eisen", man wußte dies draußen in der Welt. Dann kam im Laufe der Zeit zu dem einen Wasserhammer ein zweiter, ein dritter und vierter. Und jetzt liegen an beiden Ufern des Wassers viele große Fabriken mit hohen, unermüdlich qualmenden Schlotten. Ein arbeitsfreudiges Völklein hat sich da zusammengefunden. Das Pochen der Eisenhämmer, das Aechzen, Knarren und Stöhnen von immer tätigen Maschinen dringt an das Ohr. Der rote Feuerschein von Gußstahl- und Martinöfen leuchtet auf.

So reiht sich Fabrik an Fabrik, Unternehmen an Unternehmen. Und alle sorgen dafür, daß der Ruf der ehernen Mark in der Welt draußen wachgehalten wird, daß man einst in friedlichen Tagen den Kindern und Enkeln erzählen wird von der nimmermüden, für das Vaterland unablässig schaffenden Kriegsindustrie im Mürztale.

Einst, wenn die Geschichte dieses mächtigen Völkerringens geschrieben wird, wird man auch dieses Tal mit seiner reichen Industrie mit zu jenen Faktoren zählen, die unseren endgültigen Sieg ermöglichen geholfen haben. Darum darf man wohl auch heute schon diesen aufstrebenden Unternehmungen ein bescheidenes, schriftliches Denkmal setzen.

Es war ein nagelneuer Stutzen, den ich ausfaßte, als ich ins Feld zog. Ich hatte ihn bald liebgewonnen. Liebevoll fast zärtlich, strich ich darüber hinweg, wenn ich ihn putzte. Liebevoll, nicht nur, weil er ein treuer Weggefährte, ein wackerer Kamerad geworden, sondern weil seine Seele, der eherne Lauf, ein Stück meiner immergrünen Heimat war. So oft meine Putzschnur durch den Lauf fuhr, daß das Stahlherz aus Liebe zu mir warm wurde, stiegen vor mir immer die gewaltigen Anlagen der Böhlerwerke in Kapfenberg auf.

Den Werdegang des Laufes sah ich. Aus weißglühenden Tiegeln rann der feurige Strom. Blaue Flämmlein zuckten auf. Ich hörte das Schnattern einer langen Reihe scharf ausgerichteter Dampfhämmer, sah unsere kräftigen, steirischen Schmiede, die Aermeln aufgestülpt, den Stahl runden. Tausend und abertausend Stäbe wurden in endlose Züge geladen und diese rollten dann fort. Und inmitten der Eisenwurzen, in den gewaltigen Waffenfabriken der alten Stadt Steyr, bohrten sich Bohrer aus bestem, steirischen Schnelldrehstahl — England, auch hier bist du weit überholt! — klingend in den Stahl, fraßen sich immer tiefer hinein. Ich hielt den Stutzen mit dem steirischen Gewehrlauf in meiner Hand. Gleich mir Millionen Soldaten. Alle, die auf strenger Wacht standen. Schüsse aus steirischen Gewehrläufen donnerten den Feinden entgegen. Böhlerstahl an allen Fronten!

Wie möchten die Leute doch schauen, wenn man alle Millionen Gewehre, welche Böhlerläufe, steirische Läufe tragen, in Pyramiden stellen würde und es ergäbe dies eine überwältigende Front von mehreren tausend Kilometern! Wißt Ihr aber auch, wie viel hunderttausend und wieder hunderttausend Geschoße, vom kleinsten Kaliber bis zu jenen Ungeheuern, welche unsere 42er zu den Feinden hinüberschicken, aus den Werkstätten dieser Firma hervorgegangen sind?

Bei Lüttich sprach der Böhler mit und bei Gorlice, auf Gallipoli und jetzt gegen den welschen Erbfeind. Und waren gar mächtige Worte immer und bei Lüttich ganz besonders. Aber auch viele hundert Geschütze und Minenwerfer aus Kapfenberg sind in Schlachten und dem Stellungskriege auf allen Fronten der österreichisch-ungarischen Armee in erfolgreicher Tätigkeit.

Im Mai 1915 brachte man mich zurück: Bauchtyphus. In einem Kriegsnotspital Oberungarns genas ich. Als die zitternden Füße nach schweren Tagen mich wieder in die Sonne brachten, war es die Heimat, die mich zuerst begrüßte. An dem hellen Gebäude war eine Tafel angebracht, mit der Aufschrift versehen: „Erbaut von der Oesterr. Holzbaugesellschaft m. b. H., Franz Wahrlich & Co., Wien/Kindberg."

Einen arbeitsreichen Weg durchging die österreichische Holzbaugesellschaft in diesem Völkerstreit. Einige hunderttausend

Quadratmeter beträgt die Fläche, welche von ihr verbaut wurde. Die Ueberdeckung würde für eine eingleisige Bahnstrecke Wien—Bruck reichen. Viele Millionen Nägel, unzählige Schrauben wurden hiebei verarbeitet. Einige tausend Waggon oder rund hundert Züge waren erforderlich, das ganze Material fortzuschaffen. Viele der geschaffenen Anlagen wurden knapp hinter der Front, viele direkt hinter dem Schützengraben, erbaut. Das Unternehmen arbeitet nun während des Krieges ausschließlich für Heeresbedarf; in Unterstandsbaracken finden unsere Braven Schutz gegen Wetter und Kälte, den Kriegsnotspitälern verdanken tausende Leben und wiedererlangte Gesundheit, aus Flugzeughallen laufen ratternd die Maschinen unserer Aufklärer und Kampfflieger; Magazine, Munitionsdepots, Kriegsbrücken und Fabriksanlagen werden erbaut und dienen nun dem Vaterlande. Ueberall hilft diese steirische Holzindustrie mit, den Kampf gegen eine Welt von Feinden siegreich zu beenden.

Ein Freund der Braven im Felde, oftmals ein Schützer und Retter, ist der Spaten. Dieses Werkzeug wurde in diesem Völkerringen nutzbar gemacht wie kein zweites. Ein kleines, schlichtes Ding! Sonst unbeachtet, ist es jetzt Millionen von Menschen zur Notwendigkeit geworden. Der Soldat wurde in diesem Kriege zum Maulwurf und seine Zähne sind die Infanteriespaten. Die beißen sich in die Erde, und wühlen und wühlen.

Unzählige Stücke dieser Spaten stammen aus meiner eisernen Heimat.

In den Hallen der Firma Vogel & Noot, Wartberg, da werden für diese Werkzeuge aus Stahlblech die rohen Schnitte ausgestanzt. Die Bleche werden glühend gemacht und ein Druck der Presse gibt ihnen die Form. Mit lustigem Hämmern werden die Oesen geschlossen, umfassen den Holzstiel, und Schlag auf Schlag werden die Nieten eingesetzt. Und wandern dann von Wartberg hinaus in die weite Welt, nach Rußland und Galizien, nach Serbien und Welschland.

Aber auch Friedensarbeit wird hier gemacht: Pflugschare um Pflugschare. Auf daß die Daheimgebliebenen den Boden roden und bebauen können, damit unsere wackeren Feldgrauen und wir in der Heimat nicht Not leiden müssen. Gerade dieser Krieg zeigt, wie wichtig neben dem Schwerte der Pflug ist. Er ist zur Waffe geworden und muß das große Ringen mitkämpfen. Und England wird auch seine Schärfe spüren!

Ein Segen geht von den Räumen dieses Unternehmens aus: Der Spaten schützt unsere braven Krieger und die Pflugschare schafft Brot ins Haus.

Matt und müde kam man des Wegs. Stumpf saß man am Wegrand. Bis dann ein Ruck durch die Reihen ging: Menage. Da wurde es wieder lebendig. Hurtig wurden die Eßschalen abgeschnallt.

Warum schmeckte es mir denn heute gar so gut? Innig drückte ich die Blechschale zwischen meine Knie, innig, trotzdem sie leider immer leerer wurde. Sie erzählte mir auch ein Stück Heimatsgeschichte.

In dem trauten Orte Krieglach sah ich die Werke der Firma C. T. Petzold & Co. immer größer werden. Von der Ferne hört man schon das Rollen der großen Blechwalzwerke. Wie die Meeresbrandung nimmt sichs aus. Drinnen nehmen gewaltige Walzen stöhnend das Eisen- und Stahlmaterial auf und verschlucken es; gierig wie Haie. Immer dünner und dünner wird es. Und dann türmen sich Eisen- und Stahlblechhaufen. Die Bleche wandern weiter, in andere Fabriken. Dort werden dann unsere Menageschalen gepreßt! Hunderttausend, hunderttausend und wieder hunderttausend. Und wieder fangt das Zählen von vorne an. Keiner von uns hat noch daran gedacht, welch gewaltige Leistungen hinter dieser einfachen Blechschale stehen. Wieviel hundert Hände, Maschinen, Hirne sich regen müssen, damit jeder Mann sein Eßgeschirr bekommt. So hilft auch dieses kleine, aber unentbehrliche Ding mit, den Osten, Süden und Südwesten unseres Vaterlandes stark zu machen. Ich saß in irgend einem Orte Russisch-Polens bei der Mikrophonkassette. „Hallo, hier xtes kommando. Schutzschilde sind für Euch gekommen."

„Von wo denn?"

„Mürzzuschlag."

Infanterieschutzschilde aus den Bleckmannwerken. Aus Mürzzuschlag, meinem Heimatsort. Den Aufstieg der Werke und mit ihm des Ortes machte ich mit. Klein war die Anlage vor wenigen Jahren noch und jetzt sind an die Zweitausend dort an der Arbeit.

Die Blechwalzen stoßen das nickelfreie Schutzschildblech aus. Mit zitterndem Klingen schneiden die Scheren durch die Bleche. Ruck auf Ruck stanzen die Maschinen die Ausnehmungen, die Schießscharten. Rotglühende Platten kommen aus dem Vergütungsofen. Zischend werden sie von kräftigen Arbeitern in die mächtigen Oelbassins getaucht. Jetzt sind die Platten vergütet: schußsicher. Werkbank steht an Werkbank. Schraubstock neben Schraubstock. Da werden die Schilde fertig montiert. Mit Schießschartenklappen, Stützen, Bolzen versehen. Die Tragvorrichtung wird aufmontiert.

Ein scharfer Knall dringt durch den frühen Morgen. Noch einer und wieder einer. Die Schutzschilde werden beschossen und überprüft. Gar strenge geht man vor. Jedes Stück, welches hinausgehen soll an die Front, wird mit Treffern belegt. Dann werden die Schilde von Reservistenfrauen feldgrün gestrichen. Dann rollen zehntausend Schilde fort und wieder zehntausend. Die Soldaten vieler Armeekorps liegen nun hinter Bleckmann-Infanterieschutzschilden geborgen. Geschütze stehen im Felde, Maschinengewehre und Munitionswagen. Und viele tragen Bleckmannschutzschilde.

In den mechanischen Werkstätten der Firma arbeiten Hobelmaschinen und Drehbänke, Bohr- und Chapping-Maschinen an Auto- und Luftfahrzeug-, Schiffs- und vielen Bestandteilen für andere Zwecke, die unserem Heere dienen. Das kreischt und schluchzt, singt und klagt in diesen Räumen. Eigener Schnelldrehstahl, unübertroffen, frißt Stück um Stück von diesen Schmiedestücken und gibt ihnen die Form. Stahlblöcke für 30·5 und 42 cm Geschosse treten die Wanderung zur Appretur an.

Aus den Walzwerken rollt Waggon um Waggon mit jenem Bandeisen, aus welchem die Stahlmäntel für unsere Infanteriegeschosse erzeugt werden. In den Feilenfabriken da klappert eine Feilenhaumaschine neben der anderen und dann fließt ein Strom von Feilen hinaus in die Betriebe, welche Geschosse erzeugen, und arbeiten dort. Steirisches Material allenthalben, Bleckmannstahl überall, Sieger mit im Osten, Süden und Südwesten!

Unweit meinem Standorte hatte eine Feldschmiede mit ihrer regen Tätigkeit begonnen. Ich sah den kraftvollen Schmieden, die emsig ihre Arbeit verrichteten, in einer Ruhestunde einmal zu. Als ich näher hinzutrat, gewahrte ich, daß der Amboß und der Schraubstock Landsleute von mir waren. Enge Landsleute. Stammten sie doch aus den Werken der Firma Carl Nierhaus in Mürzzuschlag. Ich sagte dies einem der Schmiede. Der strich liebevoll mit der schwieligen Hand über den Schraubstock und meinte:

„Ihr alle aus dem Steirerland seid stark und fest und treu wie der da."

Als ich dann die Schaufeln, die Krampen und die sonstigen Werkzeuge, die umherlagen, besah, wurde ich inne, daß beinahe alles Erzeugung der Nierhaus'schen Hammerwerke war. Spaten für Infanterie, Krampen für die Sappeure, Ambosse und Schraubstöcke für Feldschmieden, alles aus der Heimat. Auch friedliche Werkzeuge, (sind sie auch scharf wie das Schwert) gehen aus den Betrieben des Hauses hervor: Sensen und Sicheln. Und sie haben eine gar wichtige Aufgabe zu erfüllen. Die Not abzuwenden! Denn es ist uns klar geworden: Jede Aehr, eine neue Wehr!

Zwei Tage waren wir schon unterwegs: zur Front. Wir lagen in den Waggons, draußen flog fremdes Land vorbei. Die Räder sangen ein Lied, unaufhörlich. Ein Heimatslied. Und währenddem sind vor mir im Geiste die Betriebe der Kriegsindustriefirmen erstanden und ich habe, — wohl nur ganz bescheiden —, versucht, der Industrie meines Mürztales ein Wort zu sprechen. Ist mir dies, wenn auch nur einigermaßen, gelungen, so will ich froh sein, und im Hinblick auf die von unseren Helden, im Verein mit steirischem Stahl und Eisen, vollbrachten Taten, recht freudigen und gläubigen Herzens beten: Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!

Ernst Ritter von Dombrowski / Die zerschossene Stadt

Wenn der Tag sein Auge hebt,
Liegt die Stadt verlassen,
Nur der Geist des Todes schwebt
Schaurig durch die Straßen.

Aber draußen vor dem Tor
Will ein neues Leben
Sonnengold und Blütenflor
In die Erde weben.

Wo ein Hauch den Hag durchzieht,
Flüstert Glockenklingen,
Und das große Frühlingslied
Hebt die lichten Schwingen,

Durch die ganze weite Welt,
Ueber Not und Leiden,
Wo die Brust noch Hoffnung schwellt,
Segen zu bescheiden.

Die ihr schiedet, bang und zag,
Von den toten Stätten,
Heller Auferstehungstag
Wird auch sie erretten.

Und ein hehres Friedensfest
Muß die Menschen einen,
Aller Zwietracht grimme Pest
Heilig zu verneinen!

Peter Panhofer / Heimblick

Der heulende Wahnsinn wurde still.
Junge Leiber lagen im roten Gras.
Ein Wunsch nur: verschnaufen nach dem Hetzen.
Aus starren Augen kroch das Entsetzen.
Man dachte, dachte, und weiß nicht was.

Der Herrgott ließ die Sterne funkeln.
Heimblick und Heimweh strichen durch die Nacht,
griffen in alte, vernarbte Wunden,
rissen sie auf. Und diese Stunden
wurden härter als Stunden der Schlacht.

Kriegertränen sind ohne Schande.
Ein Sehnen nach heim verzehrte das Herz.
Stöhnen Starker, die sonst freudig sterben!
Schlimmer als Not, Tod und Verderben
ist der still nagende, tiefe Schmerz, heim, heim . . .

Franz Karl Ginzkey / Auf dem Joche

Auf einem der höchsten und militärisch wichtigsten der von uns besetzten Joche in den Fassaner Alpen hatte ich beschlossen, über Nacht zu bleiben, um am nächsten Morgen den Anstieg zur Feldwache auf die C. Scharte zu unternehmen. Auf dieses über 2300 Meter hohe Joch führt jetzt, verwunderlich genug, ein Reitweg hinauf, nämlich ein von unseren Soldaten ausgeschaufelter und ausgesprengter Saumpfad, auf dem man, wenn man will, auch reiten kann. Ich hatte diesen romantischen Weg in interessanter Gesellschaft zurückgelegt, da ich nämlich den hier kommandierenden Oberstleutnant, den Intendanzchef und den Stabsarzt vom Divisionskommando begleitete, welche alle drei, jeder nach seiner Art, eine kleine Inspizierung vorzunehmen gedachten. Und es verlief alles „anstandslos", wie der dienstliche Ausdruck lautet. Der Oberstleutnant hielt auf dem Joch im vollen Mittagslicht, fünf Schritte hinter dem Drahtverhau, eine kleine Parade über seine Berggetreuen ab; der Herr Intendant kostete indes die Mannschaftssuppe, und der Chefarzt besuchte die paar Verwundeten und Kranken auf dem Hilfsplatz, einer kleinen, eben erst erstandenen Bretterbude, die sich mit

dem dünnen Rücken an einen der in Massen hier verstreuten Felsblöcke stemmte.

Am Nachmittag wollten wir die Besatzung des benachbarten Passes aufsuchen, konnten aber nicht auf normale Art hinüber, da dies eine ganze Tagreise zurück und wieder nach vorne bedingt hätte. So blieb uns nichts übrig, als die Stellung von außen herum zu erreichen, wobei wir ungefähr eine Stunde feindliches Gebiet, auf etwa 500 Meter vor den eigenen Drahtverhauen, zu durchqueren hatten. Wir nahmen zwei Leute mit sicheren Stutzen mit und überdies den dienstführenden Oberjäger, der als Meisterschütze bekannt war. An eine Begegnung mit dem Feinde war übrigens nicht zu denken, da sich die italienischen Patrouillen, wenn überhaupt, so nur im Schutze der Dunkelheit gegen unser Gelände vorgetrauten. Es erschien mir aber immerhin romantisch genug, durch den eigenen Drahtverhau zu schlüpfen, durchs nächste Felsentor den Unsrigen zu entschwinden und nun in einer völlig vereinsamten felsblocküberstäten Dolomitwildnis unserer Nachbarstellung von außen her entgegenzustreben, als wollten wir erproben, wie einem Feinde zumute sei, der sich hier an uns heranpirscht. Am Ende dieser eigenartigen Expedition wurden wir am jenseitigen Felsentor, das ein Stacheldrahttürlein absperrte, von einigen unserer wachsamen Standschützen empfangen, die uns längst bemerkt und erkannt hatten, worauf ich mich von meinen Herren verabschiedete und

den gleichen Weg zurück einschlug, begleitet von den beiden Soldaten, dem Oberjäger und dem struppigen Kriegshund Pluto, auf dessen feine Nase wir uns getrost verlassen konnten. Es war indessen Abend geworden. Die höchst grotesken und abenteuerlich getürmten Felszinken, Nadeln und Schroffen, denen wir über das von grauen Dämmerschleiern überdeckte Trümmermeer entgegenkletterten, erstrahlten nun in einem so unerhört in sich entflammten, goldig orgiastischen Ockergelb, daß ich allen Ansichtskartenmalern aus den Dolomiten, mochten sie auch noch so verwegene Tinte verwendet haben, im stillen Abbitte leistete. Diesem märchenhaften Lichte, das uns heimwärts rief, stand feindwärts eine immer gieriger nach uns haschende blaudunkle Düsterheit entgegen, aus der sich, wenn man es so sehen wollte, allerlei Nebelgestalten aus Busch und Graben lösten, Symbolisierungen eines tückisch sich heranschleichenden Gegners, den das ruhige Licht des Nachbars nicht schlafen läßt. So schien hier der Krieg, zur Stunde im Menschlichen erstarrt, im Landschaftlichen aufzuwachen und bildhaft zu werden. Ob sich nun die italienischen Patrouillen in Wirklichkeit hinter uns hertrieben oder nicht, wir gelangten unbelästigt zu unserer Felsenpforte und hielten, nun schon in völliger Dunkelheit, vor den freundlichen Lichtern unserer Hütten still. Der Hauptmann hatte mich eingeladen, über Nacht sein Gast zu sein. Mir stand im Vorraum seines winzigen Häuschens ein tüchtig mit Stroh gefüllter Verschlag zur

Verfügung. Zuerst aber setzten wir uns mit einer Lampe zum geheizten Herde, und der Hauptmann teilte kameradschaftlich sein Abendbrot mit mir. Rings um unser kleines Haus wurde es dunkel und still, ich fand den Augenblick gekommen, den letzten Teil meines Programms von heute zu erledigen, nämlich zur äußersten Wache hinter dem Stacheldraht hinauszugehen, und dem Posten dort auf eine Stunde Gesellschaft zu leisten. Der Hauptmann begleitete mich ein Stück, solange es durch das tolle Labyrinth der Steinblöcke, Erdhütten und Bretterverschläge ging, die den ganzen Jochboden wie eine phantastische Siedelung mobil gemachter Berggeister bedeckten. Dann, als ich den Weg durch den Drahtverhau nicht mehr verfehlen konnte, ließ er mich allein zum Posten vor, dem ich mich mit geflüstertem Feldrufe zu erkennen gab. Die Stille rings herum war hier von einer überwältigenden Eindringlichkeit, Menschenleid und Menschenstreit waren allseits schlafen gegangen, die mondbeglänzten Dolomitnadeln verharrten wie riesenhaft erstarrte Treuwardeine zur Rechten und zur Linken unseres Felsentores; vor uns in ungeheuer verdunkelter Mulde aber gespensterte das Ungewisse.

Hinter dem Standorte meines Postens befand sich eine kleine Höhle, die gerade genügte, einen sitzenden Menschen aufzunehmen. Sie war als Schilderhaus für schlechtes Wetter bestimmt, und es befand sich eine kleine Bank darin, auf die ich mich setzte. Ich streifte dabei mit dem Kopf

an einige unbestimmte, von der Decke herabpendelnde, dunkle Dinger an, die ich nach einiger Prüfung als — Handgranaten erkannte. Mit diesem ungewöhnlichen Deckenschmucke zu Häupten saß ich nun eine Stunde lang neben dem Posten und plauderte ganz leise mit ihm, wobei wir aber beide gespannt in das brodelnde Dunkel vor uns hinausspähten, denn ein Besuch der feindlichen Patrouillen konnte immerhin möglich sein. Der Posten war seines friedlichen Zeichens Kutscher in Salzburg und gehörte als Reservemann dem rühmlichst bekannten 59. Infanterieregiment an, in dem mir selbst einst als Fähnrich zu dienen vergönnt war. So hatte sich also bereits ein engeres Band um uns gewoben, außer der nächtlichen Einsamkeit, die nun beide immer eindringlicher umspann. Es war erfreulich und rührend zugleich, mit welch schlichter Selbstverständlichkeit der Mann von seiner soldatischen Pflicht sprach, die er sichtlich nicht als drückend oder lästig, sondern wie eine Art erhebenden Schicksals und stiller Notwendigkeit empfand.

So verrann die Stunde noch schneller, als ich erwartet hatte. Ich mußte schließlich ans Schlafen denken, denn ich hatte Morgens sehr früh bereit zu sein und eine scharfe Kletterei vor mir. Indes ich mich aber anschickte, den gleichen Weg zurückzugehen, den ich gekommen war, sah ich auf einmal in Nähe und Ferne alles verändert —; der Mond war nämlich hinter den Bergen untergegangen, und alles Schattenland war plötzlich rings wie tückisch zugeklappt.

Das hatte zur Folge, daß ich schon nach dem dritten Dolomitblock, den ich tastend umstrich, Weg und Richtung völlig verlor. Und jetzt in der Dunkelheit, wurde mir erst klar, was diese militärische Ansiedlung inmitten des allerwüstesten Steingerölls für ein eigenartiges, ja ganz unglaublich phantastisches Ding war, eines der tollsten Notwendigkeitsgebilde unseres ganzen tollumrissenen Kriegstheaters. Einmal glaubte ich Mattenboden unter mir zu spüren und erkannte noch rechtzeitig, daß ich auf dem Erd- und Moosdach einer unserer tiefer gelegenen Mannschaftsbaracken herumspazierte; dann wieder geriet ich auf eine breite Mauer, die schließlich in einer Geschützscharte endigte; und dann wieder befand ich mich in einem Loch, umringt von lauter mich grinsend befehdenden Felsblöcken — es war, da hier nichts auf ebener Basis stand, ein unaufhörliches Auf- und Abgewoge, ein ewiges Drunter und Drüber, indem ich mich schließlich völlig verirrt sah. Auch der letzte Versuch, mit meiner elektrischen Taschenlampe mir irgend eine Orientierung zu verschaffen, mißlang kläglich, denn ihr zarter Lichtkreis reichte nicht drei Schritte weit, und ich hatte schließlich nur zweierlei vor mir: noch stundenlang in diesem Labyrinth aufs Geratewohl herumzugeistern oder mich in irgend eine der finsteren Hütten einzuschleichen und dort zu den schlafenden Soldaten zu setzen, um die Morgendämmerung abzuwarten. Denn einen dieser müden Schläfer eigenmächtig zu wecken oder all-

gemeinen Lärm zu schlagen, um mir den Weg zur Unterkunft des Hauptmannes zeigen zu lassen, hätte ich nicht über mich gebracht.

Indessen sah ich mich aber, als ich noch einige Schritte um die nächste Ecke weitertappte, allen Zwiespaltes enthoben, denn aus der offenen Tür einer kleinen Hütte strahlte mir Lampenschimmer entgegen; auf der Schwelle stand ein Soldat in Hemdärmeln, der putzte gerade an irgend einem Ding herum. Er zeigte sich sofort dienstwillig bereit, mich zur Wohnung des Hauptmannes zu führen, ergriff eine Handlaterne und ging mir geruhigen Schrittes voran.

Der eisige Nachtwind schien dem Manne nicht das Mindeste anzuhaben, er ließ seine Hemdärmel flattern, als wär's auf einer Sommerwiese, und schon nach wenigen Minuten waren wir am Ziele. Das winzige, mit Dachpappe überzogene Häuschen des Hauptmannes lag putzig und verheißungsvoll vor mir.

Und indes ich nun in die Tasche griff, um mich dem braven Mann mit einer Kleinigkeit erkenntlich zu zeigen, fragte ich ihn nach Heimat und Gewerbe, wie ich es hier mit jedem tat, mit dem mich der Zufall zusammenführte. Er erwiderte im gewähltesten Hochdeutsch, er sei seines Zeichens Doktor in Bregenz, versehe zur Stunde hier freiwillig den ärztlichen Dienst bei den Standschützen, und es sei ihm ein Vergnügen gewesen, mir dienlich zu sein.

So kam es, daß mein beabsichtigter Dank sich in einen etwas verlegenen Händedruck verwandelte und daß der lächelnde Abschluß dieses Tages auf dem Joche mich in vergnügter Nachdenklichkeit auf meinem Stroh entschlummern ließ.

Hans Volker / Kriegs-Kaisertag

Trompetengeschmetter und Trommelschlag,
Oesterreich feiert den Kaisertag!
Trompeter blasen durchs Rossegestampf,
Trommler wirbeln zu Sturm und Kampf;
Kein Teufel hält Oesterreichs Anprall stand,
Wir kämpfen und siegen für Kaiser und Land!
Trompetengeschmetter und Trommelschlag,
Heissa, hurra! Heut ist Kaisertag.
Durch Sturm und Wetter, durch Gischt und Brand,
Schwarz-gelb gilt die Losung zu Wasser und Land!
Jauchzend krachen die Salven drein:
Belgrad und Mailand solln kaiserlich sein!
Todesmutig und eisenschwer
Stampft das Geschwader durchs blaue Meer.
Niemals haben sie Furcht gekannt,
Die Sieger von Lissa und Helgoland;
Ob ringsum es von Feinden droht,
Glorreich weht Habsburgs Rot-weiß-rot!

Oswald Pickel / Das Bataillon

Tagebuchreminiszenzen

In einer finsteren Nacht waren sie hinauf und hinunter elftausend Männer, über Berg und Tal, über Stock und Stein marschiert; elf Stunden lang; am Rücken den meteorsteinschweren Rucksack und an der Seite den munteren Feldspaten, der bei jedem Schritt und Tritt robustzärtlich gegen die Knie schlug. Drei Wochen waren sie in Reservestellung gewesen; und als sie an einem Nachmittag alarmiert wurden, da jubelte alles auf; freilich war die Zeit hinter der Front schön gewesen — immer nur blonder Sonnenschein, ganz anders als Cadorna berichtete — aber sie waren halt doch froh, jetzt endlich einmal in den großen Maschinensaal des Weltkrieges hinein zu kommen; sie waren begierig fast wie kleine Schulbuben, die sich nach der Physikstunde „elektrisieren" lassen möchten . . . Zu anfangs des Marsches war das Tempo ganz flott gewesen, trotz des Schweißes, den die Juniabendsonne herauspreßte; doch elf Stunden sind elf mal sechzig Minuten —, kurzum, zuerst verstummte der Gesang, dann das Gespräch, dann wurden die Pfeifen ausgeklopft und in die Taschen gesteckt und dann — marschierte man noch so tak, tak, klapp, klapp, fort

und immerfort . . . Endlich, spät abends wurde auf einer breiten Wiese halt gemacht und die Abendmenage verabreicht. Dann aber gings weiter . . . Früher waren sie auf der Reichsstraße marschiert, dann waren sie abgebogen auf eine Landstraße und von dieser auf steinige Karstwege (die bei Tage ja ganz gut zu begehen waren). Wenn sie im Tale marschierten, erdrückte sie fast die Finsternis; wenn aber der Weg über eine Höhe führte, da atmeten sie erleichtert auf, nur hie und da sah einer empor, um doch vielleicht einen kurzen, gütigen Blick des Mondes zu erhaschen, der mit riesig behaglichen Wolkenpantoffeln vor dem Himmel stand und sich das ferne Grollen der Geschütze schmunzelnd anhörte . . .

Plötzlich fuhr irgendwo vor ihnen eine leichenweiße Leuchtrakete auf. Und gleichzeitig fast kam der Befehl, Nachtlager zu beziehen. Sie waren in einer Doline. Unbekümmert um das kantige Gestein warfen sie sich jetzt hin und schliefen erschöpft. Die Nacht verging. Der Morgen graute. Und dann kroch das große Sonnenmassiv über den Rand der Dämmerung und seine Strahlen fuhren wirbelnd in die Baumkronen hinein. Die Blätter aber wehrten sich raschelnd gegen die Grelle, als ob sie wüßten, wie süß den Menschen der Schlaf sei, die unter ihren grünen Händen heute Nacht Ruhe gesucht hatten. So sehr sich aber die Blätter einer geräuschlosen Abwehr bemühten: zwei Schläfer wurden dennoch und fast gleichzeitig wach. Der eine sagte gries-

grämig: „Schon wieder Morgen!“ Der andere aber sprang auf und mahnte: „Du kommst doch mit, da hinauf —; wir werden das Meer heute sehen!“ Da erhob sich auch der erste, um den Bruder zu begleiten. Der Pick war nicht hoch, bald waren sie oben: das Meer —!! Ihr erster Blick, den sie gegen Süden drängten, zeigte ihnen, zwischen den Karsthöhen hindurch, das Meer, wie man es von den südlichen Teilen des Doberdo aus sieht. O, — sie liebten das Meer . . . Denn sie waren geboren an der Küste der schmeichelnden Wasserbläue und erst der Krieg hatte sie ihrer Wasserheimat entzogen.

Doch jetzt stieg die Sonne eilig höher, denn unter ihr schwankte emporddrängend eine Rivalin, die gelbe Kugel eines italienischen Fesselballons, der aus dem vom Feinde besetzten Friaul zu kommen schien . . .

Nun wars aus mit der träumerischen Liebe, mit der die beiden hinüber schauten zum Meere —; sie mußten hinunter wieder in ihr Versteck, das ihnen heute Nacht den Zugang zum großen Maschinensaal des Weltkrieges vermitteln sollte. Die beiden Brüder standen im selben Bataillon; der eine war Melderadfahrer, der andere Unteroffizier beim Zug eines Fähnrichs, der mit einer kaum ausgeheilten Wunde sich abermals ins Feld gemeldet hatte.

Das Bataillon blieb den ganzen Tag in der Doline, denn es surrten fortwährend italienische Flieger über die Landschaft. Es war ein sonnig heißer Tag geworden und nur

selten fuhr ein frischer Luftstoß über die Dörrplatten des Doberdos. Und wenn kein Wind ging, dann strahlten die Karstrinnen die Hitze gleich glühenden Eisenstäben zurück in die flimmende Luft.

Am nächsten Morgen war die Doline leer; das Bataillon war um Mitternacht aufgebrochen, abmarschiert; und lag jetzt bereits schon im Kampfe.

Die fürchterlichen Isonzoschlachten hatten ihren Anfang genommen. Die flinken Granatenhämmer rasselten ohne Unterlaß auf das Bataillon los. Sie hämmerten Tote und Sterbende, Krüppel und Blinde. Bald zählte das Bataillon nur mehr fünfzig Männer und als der Sommer zu Ende ging, kamen zwei davon abgezehrt und krank aus dem großen Maschinensaal wieder heraus und zitterten und bebten mit ihren zwanzig Jahren wie Greise, die der Tod aus Laune oder Grausamkeit immer noch ein bißchen weiter leben läßt . . .

Die zwei waren die beiden Brüder.

Karl Preißler / Fahrt in die Front

Notizbuchblätter aus dem Felde

Abend in der ungarischen Tiefebene.
Nirgends Rast und Ruh; planlos schweift das Auge in den weiten Ebenen herum, hie und da eine Herde oder ein Ziehbrunnen. Sonst alles Steppe und Einsamkeit. Melancholisch verabschiedet sich am Horizont die Sonne und bald darauf kommt die dunkle Nacht daher. —
Wir trafen in Marmaros-Sziget ein und mußten wohl eine Stunde warten, ehe uns endlich die Einfahrt gestattet wurde. Und wie immer, wenn wir auf offener Strecke hielten, so taten wirs auch diesmal: wir stiegen aufs Dach des Waggons — und beguckten uns die Gegend, Menschen und Hunde. Unsere Neugierde, irgendwo Spuren von Kämpfen zu finden, wurde gänzlich unbefriedigt gelassen. Keine ausgebrannten Häuser, keine brachliegenden Felder, nur Bilder des tiefsten Friedens standen vor uns. Dort — ein mit Ochsen bespannter Leiterwagen, hoch mit gelben Garben beladen, gemächlich auf so einem berüchtigten ungarischen Sandweg dahinschaukelnd. Obenauf Frauen und Mädchen in der malerischen, landesüblichen Tracht; ein alter, schneeweißer Bauer, seine Ochslein mit der

Peitsche bearbeitend, nebenher. — Als die Ochslein aber unsers Transportes ansichtig wurden, vergaßen sie völlig der Peitsche und blieben einfach stehen, um sich alles in größter Ruhe betrachten zu können. Doch die Mädchen, die obenauf saßen und uns zuwinkten, schienen an uns aber noch mehr Gefallen zu finden als die guten Ochsen, denn sie fingen zu singen an, wogegen unsere vierfüßigen Bewunderer stumm blieben.

Nach langem Warten fuhren wir endlich in die Station ein. Neben dem Bahnhof war eine kleine Barackengruppe. Baracke I, Verköstigungsstation; Baracke II, Latrine; Baracke III, Ubikation. Die intime örtliche Vereinigung dreier so wichtiger Anstalten bewies uns drastisch eine reizvolle Verständigkeit der Erbauer.

Nach kurzem Aufenthalt — wir faßten hier endlich Brot, das wir sofort aufaßen — ging die Fahrt theißaufwärts weiter. Wir setzten uns noch ein Weilchen hinaus aufs Trittbrett und lauschten den melancholischen Gesängen, die aus den Mannschaftswagen drangen.

Bald aber wurde es empfindlich kalt und so warfen wir uns auf unser hartes Transportlager: Zeltblatt, Rucksack, Kotze. Aber mit dem Einschlafen wars diesmal nichts und so blickte ich noch lange durch das Fenster, um vielleicht doch noch etwas Grausiges vom einst hier gewesenen Kriege zu entdecken . . .

Endlich —

Wir stecken in einer gut ausgebauten Deckung; fast in jeder Minute krepiert vor uns, auf fünfzig Schritte Entfernung, eine 18-Zentimeter-Granate; es ist famos, daß der Boden so weich ist: so bekommen wir eben nur ab und zu einen Patzen Dreck in den Graben. —

Vorgestern waren wir auswaggoniert worden. Infolge der langen Reise (besser gesagt „Verfrachtung") konnten wir uns im ersten Augenblick buchstäblich nicht rühren. Die Glieder waren uns am Rumpf wie angeschraubt. Und der Rucksack bog uns mit seiner Last zusammen, daß wir schier zu ersticken glaubten und gestern abend war die Kompagnie alarmiert und mittels Lastenautos in den Feuerraum gebracht worden. Jeder war so froh, daß das nervenzerrüttende Warten auf den Befehl eingesetzt zu werden, endlich ein Ende gefunden hatte. —

An einer Straßenbiegung hatten uns die Autos abgesetzt. In lockerer Gefechtsformation durcheilten wir dann ein Maisfeld. —

„Verbindung halten! Direktion das vorspringende Waldeck!" Dieser Befehl wandert im nächtlichen Dunkel geheimnisvoll von Lippe zu Lippe. — Ungeheuer gebückt und voll von lauter bösen Schatten dünkt uns das bezeichnete Waldstück. — Plötzlich ertönt der Befehl: „Nieder! Eingraben!" Und wir gruben —.

Bald war meine Kehle ausgetrocknet von der warmen Nacht und meine Zunge hing wie in einem rostigen Rohr.

Vergeblich lechzte ich nach einem Tropfen Wasser. In meinen Schläfen arbeitete es wie in einem Hammerwerk. Doch wir gruben — Und wie ich aber so immer tiefer in den Boden hinein kam, merkte ich auch, daß die Kühle der Erde auf mich erfrischend einwirkte. — Dann begann langsam das Grau des Morgens herzurieseln . . . Da kam der Befehl „Vorwärts!" Etwas verdutzt krochen wir aus unseren Löchern heraus. In der Ferne rumorten eine Menge Kanonen. Obzwar nun niemand wußte, was eigentlich los war, fühlte sich doch jeder als Stratege, zumindest hielt er sich jetzt beim Vorgehen durch den völlig unbesetzten Wald für einen ganz bedeutend schlauen Plänkler. Inzwischen erfuhren wir auch, was mit uns geschehen sollte: Die Russen waren nämlich gestern in die vordersten Reihen eingedrungen und hatten sich darin festgesetzt. Wir sollten sie wiederum herausschmeißen. Und zwar sollten wir noch vor Tagesanbruch angreifen! In der Ferne, irgendwo —, wurde das Brummen der Geschütze nun immer drohender. Bald aber mischte sich auch der helle Klang eines nahen Gewehrfeuers darein; und der hatte, so schien es mir, etwas so beißend Witziges in sich, daß ein jeder von uns neugebackenen Plänklern über kurz oder lang wieder recht vernünftig wurde . . . Und das war fürderhin auch ganz gut so.

Der Inhalt des Buches

Seite

Hans Steiger / Das Denkmal 5
Conrad von Hötzendorf / In treuer Erinnerung 9
Hans Ludwig Rosegger / Conrad von Hötzendorf 10
Wilhelm Fischer / Deutschland-Oesterreich 16
Peter Rosegger / Das Gold 18
Erwin von Mattanovich / Der Kamerad des Soldaten . . . 21
Wilhelm Kienzl / In Kriegesnot 22
Otto Firesch / Bürger und Soldat 23
Julius Franz Schütz / Wann Frieden wird 29
Kurt Moreck / Das Lied*) 31
Wilhelm Mühlpfort / Herz und Faust 40
Hans Steiger / Das Zerwürfnis 42
Ottokar Kernstock / Maria Trost 51
Alfred von Wurmb / Sonett 52
Franz Halmschläger / Fähnrich Sch 53
Fritz Karpfen / Die Aussaat 60
Eugen Hofer / Unsere alpenländischen Soldaten 65
Karl Bienenstein / Unsere Jungen 70
Peter Panhofer / Edelweißbuben 71
Aurelius Polzer / Heldenschmiede 80
Toni Schruf / Die Ihr des Kaisers 81
Adolf Frankl / Funken 83

*) Erscheint demnächst in dem bei Julius Hoffmann verlegten Buche: Kurt Moreck / Menschen im Kampf

Hans Steiger / Das sterbende Görz 84
Karl W. Gawalowski / Hinter der Front 90
Ludwig J. Müllner / . . . echt deutsche Barbaren 91
Peter Panhofer / Der Gott, der Eisen wachsen ließ 93
Ernst Ritter von Dombrowski / Die zerschossene Stadt . . . 103
Franz Karl Ginzkey / Auf dem Joche 106
Oswald Pickel / Das Bataillon 115
Peter Panhofer / Heimblick 105
Hans Volker / Kriegs-Kaisertag 114
Karl Preißler / Fahrt in die Front 119

Kunstbeilagen:

Manfred Graf Clary und Aldringen / Die herrliche Steiermark
Heinrich von Lorang / Gruß
Viktor Borri / Marschlied, Autotypie
St. Pehani / Der Krieg, Federzeichnung

Textillustrationen:

A. Wenzel / Titelvignette, Federzeichnung
A. Wenzel / Sieg, Federzeichnung
A. Wenzel / Mutter und Kind, Federzeichnung

Gebr. Böhler & Co.

Aktiengesellschaft

WIEN, I.

Elisabethstrasse Nr. 12.

Werkzeugstahl
Konstruktionsstähle
Waffenstahl
Kriegsmaterial

Besitzstand:

- Steirischer Erzberganteil XIV
- Hochofenanlage Vordernberg
- Gußstahlfabrik Kapfenberg
- Stahl-, Walz- u. Hammerwerk „Bruckbacherhütte“ und
- Werkzeugfabrik „Böhlerwerk“ bei Waidhofen a. Ybbs
- Munitionsfabrik am Steinfelde, Bahnst. Felixdorf a. d. Südb.
- Stahlwerk Düsseldorf
- Gußstahlfabrik Ratibor (Oberschles.)

Geschäftshäuser
unter eigener Firma mit starken Lagern in allen bedeutenden Industriegebieten.

Mierhaus'sche Hammerwerke

Inh.: Herm. Mierhaus

Mürzzuschlag, Steiermark

erzeugen für Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Bergbau:

Geschmiedete Schaufeln und Hauen, Hacken, Gezähe etz.

Für Heeresbedarf:

Pionierkrampen, Infanteriehandhacken. Waldhacken, Beilpicken, Schraubstöcke, Herkules-Ambosse etz. etz.

Zimmereigeschäft / Dampfsäge- und Hobelwerke / Fabrik f. Türen, Fenster und Inneneinrichtungen

S p e z i a l z w e i g:
zerlegbare Häuser und Baracken.

Derzeitige Lieferungen nur für den

Heeresbedarf

Oesterr. Holzbaugesellschaft m. b. H.
Franz Wahrlich & Co.

Kindberg Wien IV

Werke von Kurt Moreck.

Bei Julius Hoffmann, Stuttgart

Menschen im Kampf

Kartoniert Mark 1·—.

„Die tiefe Eigenart dieses Buches ist, daß in ihm ein neues Gesicht des Krieges aufgezeigt wird, daß hier gesehen ist, was wenige sahen, und dichterische Vision im realen Vorgang den ewigen Mythos wiederfindet. Das Zentrale aber ist überall und immer der seelische Mensch."

Jokaste, die Mutter / Roman

In Halbpergament Mark 5·—. Verlag K. Wolff, Leipzig.

Kritische Rundschau, München: „Ich wünschte, jeder läse dieses Buch und riefe dem Dichter seinen lauten Beifall . . . Dem Dichter gebührt der Dank derer, die das Leben als Versuchung empfinden und in Versuchung sich führen zu lassen, als Weg zum Himmelreich verstehen."

Büßer des Gefühls / Novellen

In Leinwandband Mark 4·50. Verlag J. G. Cotta, Stuttgart.

Literarisches Zentralblatt: Kurt Moreck, der Aesthetiker der Leidenschaften, der einzigartig feine Psychologe, der Klassiker der Sprache, der Stilist und Bildner, wie soll man ihn nennen? In „Jokaste, die Mutter" vereinigte er schon alle diese Eigenschaften, deren jede einzelne bereits einen Künstler ausmachte, zur einzigen, aus welcher dann dieses Buch erwuchs . . .

Der Gast / Drei Novellen

Kartoniert Mark —·50. Verlag Reuß & Itta, Konstanz.

Münchener Neueste Nachrichten: Wo sich der nervenfeinen Art der Moreck'schen Darstellung stoffliche Originalität und wuchernde Gedankenfülle verbinden, entstehen Kunstwerke von großer Reife und Vollendung.

Die Puderquaste der Venus

Novellen Verlag A. Junker, Charlottenbg.

Die gotischen Fenster / Dichtungen

Schmitz'sche Buchhandlung, Köln.

VOGEL & NOOT

Hammerwerke, Walzwerke und

Werkzeugfabriken

Wartberg und Mitterdorf

Südbahnstation Wartberg-Mürztal, Steiermark.

Wien, I., Landskrongasse Nr. 5.

Bleche, prima Qualität, aus Flußeisen, Flußstahl und Tiegelgußstahl, Schaufeln aus Stahlblech aus prima steirischem Material in allen Formen und Größen, Pflugbestandteile in jeder gewünschten Form, als: Pflugbleche, Mollbleche, Ruhadlobleche, Schareisen für ein-, zwei- und dreischarige Pflüge etc. etc. Spezialität: Gepreßte Patent-Stahlpflugköpfe. Zeugware, Bahnoberbau-, Gruben- und Steinbrechwerkzeuge aller Art, als: Krampen, Schlägel, Meißel, Hämmer, Hacken etc., Sägen, prima Qualität, als: Zirkular-, Mühl-, Gatter-, Bauch-, Zug-, Furnier-, Bügel-, Spann-, Schweif-, Bandsägen etc. Heyns Herkulesexzenterangeln. Schneidwerkzeuge, Strohmesser, Häckselmesser, Mähmesser, Holländer-, Papier-, Tabak-, Wurstmesser etc., sowie aller Gattungen Maschinenmesser nach Modellen oder Zeichnung. Militärwerkzeuge aller Art, genau nach den Adjustierungs- und Ausrüstungsvorschriften für das k. u. k. Heer gearbeitet, ferner Stahlzwiesel, komplette Reitsattelböcke, Packsattelgestelle u. Drahtscheren. Patent-Heugabeln a. Stahlblech gepreßt. Maschinelle Einrichtung für Massenproduktion.

C. T. Petzold & Co.

Wien VI/1

Gumpendorferstraße Nr. 15

Motor- und Maschinenbau
Gußstücke bis zu 10 Tonnen in Stahl u. Eisen
Alle Arten Glanz-, Geschirr- u. Schwarzblech,
Kaolin,

Kriegsmaterial

Besitzstand:

Eisenwerke: Komorau, Janowitz und Krieglach. Kaolinwerke: Puschwitz und Pomeisl.

Geschäftshäuser
unter eigener Firma
Wien und Prag.

Roseggers Heimgarten

Eine Monatsschrift geleitet von Hans Ludwig Rosegger

Bezugspreis per Jahrgang 7 Kronen 20 Heller, mit Postzusendung 8 Kronen 40 Heller. Preis des einzelnen Heftes 65 Heller. (Verlag »Leykam«, Graz).

Druckarbeiten aller Art

für Behörden,
Industrien, für
Handel und Ge-
werbe sowie für
den geselligen
:: Verkehr ::

Buchdruckerei
Mürzzuschlag

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 072405423

BLECKMANN PHÖNIX-STAHL

HW

EDELSTAHL

mit dieser Marke

für alles Kriegsmaterial

PHÖNIX-STAHLWERKE

JOH. F. BLECKMANN

MÜRZZUSCHLAG (STEIERMARK)

WIEN / BERLIN / BUDAPEST